Band 929 • DM 2,20

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Engelsblut

Band 929 • DM 2,20

Schweiz Fr.2.20 / Österreich S 18

Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Engelsblut

John Sinclair Nr. 929

von Jason Dark

erschienen am 23.04.1996

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Engelsblut

Die Fenster des Autos waren beschlagen und dienten als Sichtschutz, doch das interessierte die beiden jungen Leute nicht. Sie waren beschäftigt - mit der schönsten Nebensache der Welt! Es gab nur sie, ihre Wildheit und den Wunsch, sich gehenzulassen.

An Böses dachten sie nicht, erst recht nicht an den Tod. Der aber lief bereits um den Wagen herum.

Kalt lächelnd kam er dabei immer näher. Er wirkte ruhig, doch er stand unter Strom.

Da waren zwei. Er wußte, was sie trieben, denn die Laute kannte er. Sie waren typisch für das Liebesspiel, das er so mochte und trotzdem haßte, weil ihm nie vergönnt gewesen war, es selbst zu erleben…

»Es ist schlecht, mein Junge!« hatte die Mutter ihm immer wieder gesagt. Früh hatte sie damit angefangen. Da war er noch Kind gewesen, später dann, als Jugendlicher, wo er gern damit angefangen hätte, da hatte sie es immer wiederholt und ihn davor gewarnt.

Alle, die es tun, waren in seinen Augen schlecht. Auch sein Vater war schlecht gewesen. Er hatte es getan und war gegangen. Einfach verschwunden.

Der Junge war bei seiner Mutter aufgewachsen. Sie hatte ihn geliebt, sehr sogar, aber sie hatte ihn auch vor den schlechten und schlimmen Dingen behütet.

Wer etwas Schlechtes tut, der durfte nicht mehr leben. Der hatte kein Recht darauf. Der mußte bestraft werden; das war seine »Lehre«. Nur gute Menschen dürfen so etwas machen, aber keine Schlechten, wobei die Guten es sowieso nicht taten. Er tat es nicht, nein, er tat es nicht, obwohl es ihn schon drängte, aber er hielt sich zurück.

Er wollte seine Mutter nicht enttäuschen - obwohl, ja, heimlich hatte er es schon getan. Da war er bei einer dieser Frauen gewesen. Er hatte ihr Geld geben müssen, und dann hatte er sich geschämt und die Frau gehaßt.

Seiner Mutter hätte er nie davon berichten können, aber er mußte Buße tun, und das hatte er auch getan.

Noch einmal war er zu dieser jungen Frau gegangen. Das heißt, er hatte ihr aufgelauert. Jetzt würde sie nie mehr etwas Schlechtes tun, dafür hatte er gesorgt - und die Polizei suchte einen Mörder!

Sollten sie suchen, bis sie schwarz wurden. Fangen würden sie ihn nicht. Nein, nicht ihn! Er war derjenige, der nur Gutes tat. Und er hatte auch weiterhin Gutes getan. Seine Mutter sollte mit ihm zufrieden sein, er hatte das Schlechte zerstört. Immer und immer wieder. Er mußte es tun. Es gab zu viele schlechte Menschen auf der Welt, die es immer wieder taten.

Wie die beiden auf dem kleinen und einsamen Parkplatz. Er hörte die widerlichen Geräusche. Genauso hatte auch die Frau gekeucht, bei der er gewesen war, und diese Leute hatten sich in sein Gedächtnis eingegraben. Er konnte sie einfach nicht mehr hören. Er haßte sie, er mußte die beiden zum Schweigen bringen. Verstummen lassen - und das für immer!

Er hielt den Mund offen. Aus seinem Rachen strömte ein widerlicher Laut, mit dem er selbst nicht zurechtkam. Er hörte sich an wie ein Tier.

Der junge Mann war vorsichtig, hielt sich noch in Deckung. Hinter ihm befand sich der Zaun, der zu einem großen unbebauten Grundstück gehörte. Nur Bäume standen auf dem Areal, und er hatte sich unter ihrem Laubwerk geduckt. Von dort aus starrte er auf den schaukelnden Wagen.

Auf und nieder, auf und nieder. In dem Wagen ging es rund. Sie hatten eine große Kondition, und sie schienen unersättlich zu sein.

Der junge Mann strich über sein spärliches Kopfhaar. Seine feuchten Lippen zuckten. Er riß den Mund auf, und als er atmete, hörte es sich zischend an. Speichel lief ihm aus dem Mund. Er wischte ihn ab und griff in die Tasche. Dort fühlte er den Stein, den er ebenso mitgenommen hatte, wie den Gegenstand, den er in der rechten Tasche verborgen hielt. Der war glatt, lang und fühlte sich trotz der drückenden Schwüle kühl an, und es tat ihm gut, mit seinen Händen über das Metall zu streichen.

Das Messer! Sein Freund!

Er holte es hervor. Es war ein sogenanntes Springmesser. Drückte er auf den Knopf, dann sprang die Klinge heraus. Sie glänzte, als würde sie sich darauf freuen, was mit ihr geschah, und manchmal benutzte er sie sogar als Spiegel.

Heute jedoch nicht…

Er schaute sich um.

Auf dem Platz stand noch ein zweiter Wagen. Der aber war leer, das hatte er schon festgestellt. Von ihm drohte ihm keine Gefahr. Überhaupt hatte er sich nie überraschen oder erwischen lassen. Es war immer alles glattgegangen.

Der Killer blieb nicht mehr stehen. Er mußte hin, er mußte sie endlich packen. Die widerlichen Bewegungen sollten aufhören! Er konnte es nicht mehr länger ertragen, ebenso Geräusche, die ihn beinahe rasend machten. Er haßte die beiden; er mußte sie zum Schweigen bringen!

Vorsichtig bewegte er sich auf den Wagen zu, allerdings nicht auf dem direkten Weg. Auch jetzt war er vorsichtig und schlug einen kleinen Bogen. Da hatte er seine Prinzipien, außerdem tat er so etwas wie heute nicht zum erstenmal.

Den Stein hielt er in der linken Hand. Er brauchte ihn, um die Scheibe zu zertrümmern. So war er immer vorgegangen. Das Paar war dann immer so überrascht gewesen, daß er ohne weiteres hatte zustechen können. An Gegenwehr dachten sie nie. Er schaute dann nur zu, wie sie zusammensackten und in ihrem Blut liegenblieben.

Gut war das, sehr gut…

Leicht geduckt ging er los. Der Boden lag glatt vor ihm. Er war etwas grob asphaltiert worden und wirkte wie ausgetrocknet. Je näher er an den Wagen herankam, um so deutlicher vernahm er das Keuchen und die Wortfetzen.

Wie schmutzig die Frau daherredete. Grauenhaft und furchtbar - jedenfalls für den Mörder. Er knurrte wieder wie ein Tier.

Dann duckte er sich. Noch einige Schritte, und er hatte sein Ziel erreicht.

Der Stein war handlich. Vorn lief er spitz zu, wobei die Spitze allerdings leicht abgerundet war. Er würde damit die Scheibe zertrümmern, und er hatte sich auch schon die Seite ausgesucht. Die rechts, wo der Fahrer saß - normalerweise. Der würde seinen Mörder nicht sehen können, auch wenn er nach draußen schaute, denn die Scheiben waren beschlagen.

Der Killer ging schneller.

Bilder zuckten auf diesen letzten Metern durch seinen Kopf. Er sah das Gesicht seiner Mutter, die ihn anlächelte, dabei allerdings ihren Mund verzerrt hatte und nickte.

Sie hatte ihm das Zeichen gegeben.

Wunderbar…

Mutter hatte nichts dagegen.

Er freute sich und hob den linken Arm, um die Scheibe einzuschlagen.

Ausholen, zuschlagen und…

Das junge Paar war völlig überrascht worden. Sie starrten den Störenfried an, nackt wie sie waren.

Das junge Mädchen mit den blonden Haaren sah aus wie ein erschreckter Engel, als es in das böse Gesicht des Killers starrte.

Der junge Mann verharrte in seiner ungewöhnlichen Haltung. Er würde Mühe haben, sich rasch umzudrehen.

Der Killer nickte und kicherte.

Dann stieß er zu! Das Messer war wie eine Schlange, die blitzte, vorzuckte, wieder zurückschnellte, nachdem sie die Ziele getroffen hatte.

Er traf immer.

Auch hier…

***

Marcia Morana hatte gespürt, daß dies keine gute Nacht war. Abgesehen von dem schwülen Wetter, da kamen noch andere Faktoren hinzu, die sie störten. Für sie war diese Nacht auf eine andere Art und Weise gefährlich, und eigentlich war es besser, wenn sie im Bett blieb.

Das tat sie nicht.

Die Dunkelheit war kaum hereingebrochen, als die Unruhe zu stark wurde. Marcia konnte nicht in den Räumen bleiben, nicht in den privaten und auch nicht in denen der Praxis, wo sie ihre Patienten empfing. Das Kribbeln in ihrem Innern war schlimm. Das Blut hatte sich aufgeheizt, und es fing an zu kochen.

Blut, Blut, Blut…

Daran mußte sie denken, als sie sich in einen Sessel fallen ließ. Etwas war anders geworden. Es kam ihr vor, als hätte man ihr die Realität einfach weggezogen und sie in eine andere Welt gestellt. Das Brausen

störte sie nicht mal. Sie war es gewohnt, wenn es ihre Ohren durchtoste, aber die fremde Realität wurde für sie zu einem Horror. Sie konnte nicht in die Zukunft schauen, aber sie schmeckte plötzlich den süßlichen Blutgeschmack auf der Zunge, fing an zu zittern und wußte, daß sie gebraucht wurde.

In dieser Nacht würde es passieren. Sie war ideal für schlimme Dinge. Es gab nicht viele Menschen, die sensibel genug waren, um das zu spüren, aber Marcia gehörte dazu.

Eine Gabe? Ein Fluch?

Marcia wußte es nicht. Sie sah es mehr als Gabe an, im Normalfall, nun aber dachte sie wieder in die andere Richtung und konnte sich nicht dagegen wehren.

Sie mußte weg. Es war ihr unmöglich, in der Wohnung zu bleiben. Etwas hätte sie sonst aufgefressen.

Marcia stand auf. Die Wohnung lag im Souterrain. Sie war für sie wie ein Gefängnis. Sie konnte nicht mehr frei atmen, selbst in den Arbeitsräumen nicht, wo sie ihre Patienten und Kunden empfing.

Da war sie als Madame Marcia, die Heilerin, bekannt. In der Tat hatte sie schon vielen Menschen geholfen, und das auf eine Art und Weise, wie es kaum nachvollziehbar war.

Sie schaltete das Licht in den anderen Räumen aus und ließ nur noch die Lampe im Flur brennen.

Dort hing auch der Spiegel neben der Garderobe, eine helle Fläche, die von einem sehr dunklen Rahmen umgeben wurde.

Marcia blieb stehen, um sich anzuschauen. Sie sah eine Frau mit dunklen Haaren, die sehr straff zurückgekämmt waren. Im Nacken bildeten sie keinen Knoten, da wurden sie von einer Spange gehalten. Mit dem Gesicht war sie zufrieden. Es war glatt und faltenlos, wirkte künstlich. Dunkle Brauen, eine kleine Nase und ein breiter Mund. Die Stirn war hoch und ebenfalls faltenlos, und die Augen wirkten wie kleine, dunkle Kirschen.

Marcia war noch nicht alt, höchstens dreißig, aber der Haarschnitt und die dunkle Kleidung ließen sie älter wirken.

Sie betrachtete sich eine Weile im Spiegel und war mit sich nicht zufrieden.

Marcia war nervös, irgendwie aufgeregt. Sie war etwas Besonderes, das wußte sie, das brauchte man ihr nicht zu sagen, aber es gab Stunden, Tage oder Abende, wo die Frau dieses Besonders als Belastung empfand. Manchmal sogar als Fluch.

So wie jetzt…

Sie saugte den Atem durch die Nase ein und schaute zu, wie sich ihre Nasenflügel blähten. Die Augen blieben ernst, und Marcia betrachtete sich mit neutralen, ja fast fremden Augen. Sie war sehr kritisch.

Dann strich sie mit beiden Handflächen über ihre Haare, nickte dem

Spiegelbild noch einmal zu, verließ den Platz und griff mit der rechten Hand nach den Schlüsseln, die an einem kleinen Haken hingen. Überzuziehen brauchte sie sich nichts. Es war sehr warm draußen - schon seit Wochen.

Die Hitze wollte einfach nicht weichen. Tagsüber brannte die Sonne, in der Nacht wurde es drückend und schwül. Da konnte man als Kreatur kaum atmen, da rann der Schweiß in Strömen, so daß man sich fragte, wie man als Mensch so schwitzen konnte.

Den Schlüsselbund steckte sie in ihre rechte Hosentasche, bevor sie die Wohnung verließ, von außen abschloß und die wenigen Stufen der Treppe bis zur Haustür hochging, die um diese Zeit noch nicht abgeschlossen war. Sie öffnete, trat hinaus, und atmete erst mal durch.

Die Schwüle war kaum zu beschreiben und noch schlechter zu ertragen als drinnen. Sie sorge dafür, daß einem Menschen schon nach wenigen Schritten der Schweiß ausbrach. Sie war einfach brutal, wie eine Klammer, die einen nicht mehr losließ.

Marcia blickte sich um.

Sie sah keinen Menschen. Wer um diese Zeit draußen war, der hockte im Garten oder hatte seinen Platz auf dem Balkon gefunden, falls er es nicht vorzog, sich woanders aufzuhalten, vielleicht am Flußufer, ausgerüstet mit Getränken, um den Flüssigkeitsverlust auszugleichen.

Es war schon dunkel geworden und auch stiller. Diese ungewöhnliche Stille schlug Marcia beinahe auf den Magen. Sie fühlte sich total unwohl.

Marcia ging um das Haus herum, wo sie den Hof erreichte. Dort stand ihr Fahrrad. Es würde kein Vergnügen werden, durch die Nacht zu radeln, aber sie tat es ja auch nicht freiwillig. Es war der innere Drang, der sie einfach nicht in Ruhe ließ, der sie zwang, auf das Rad zu steigen und loszufahren.

In dieser Nacht war nicht alles gut. Etwas lauerte in der düsteren Tiefe, und daran konnten auch die Lichter nichts ändern, die so typisch für eine Großstadt waren.

Es war das Licht, das sie nicht mochte. Kalt und irgendwie herzlos, aber sie konnte es nicht ändern, und sie mußte sich mit den Gegebenheiten abfinden.

In dieser Gegend war es relativ still. Nur manchmal waren Stimmen zu hören, sie aber schienen sich hinter den Bäumen, der grünen Lunge zu verstecken.

Mücken tanzten in Schwärmen. Kaum erkennbare, hauchzarte Spinnweben, streiften hin und wieder das Gesicht der Frau, als wollten sie es liebkosen.

Marcia Morana radelte unverdrossen weiter. Sie fuhr nicht schnell, aber durchaus zügig, und ihr Blick glitt über den Lichtschein des Scheinwerfers hinaus.

Zweimal wurde sie von einem Auto überholt. Ein Wagen mit offenem Verdeck kam ihr entgegen.

Junge Leute hockten darin, hatten ihren Spaß, lachten und hörten Musik. Wie ein Spuk waren sie wenig später verschwunden und blieben höchstens Erinnerung.

Der Drang trieb Marcia weiter.

Manchmal kam sie mit sich selbst nicht zurecht. Da wußte sie überhaupt nicht, was eigentlich Sache war. Da erlebte sie sich doppelt, denn sie glaubte dann, neben sich zu stehen oder neben sich herzugehen. Dieses Gefühl war auch jetzt nicht verschwunden. Sie fuhr zwar mit dem Rad, aber das war nicht alles. Sie ging zugleich neben sich her und hatte das Gefühl, zweimal zu existieren.

Am Wetter lag es nicht, das gab sie ehrlich zu. Es lag an ihr selbst; sie trug die Schuld, falls man davon überhaupt sprechen konnte. Bei ihr war eben alles anders, und es hatte auch keinen Sinn, wenn sie über den Grund nachdachte.

Sie überlegte auch nicht, welches Ziel sie ansteuern konnte. Sie fuhr einfach los. Immer der Straße nach, die am Park vorbeiführte. Erst dort verließ sie den Weg und radelte in den kleinen Park hin, der sie aufnahm, als wollte er sie umschlingen.

Marcia kannte diese Gegend am Tage und auch bei Dunkelheit. Sie wußte genau, wie das Gelände aussah. Mit der Westseite grenzte es an Bauland, auf dem irgendwann einmal neue Häuser entstehen würden.

Der Park war eine Oase der Stille. Es gab mehrere Wege, die sie nehmen konnte, und wenn sie schnell fuhr, hatte sie ihn in vier Minuten durchquert.

Aber sie beschleunigte nicht.

Sie radelte langsam weiter, und die Unruhe war in ihr gestiegen. Irgendwo lauerte etwas, und dieses Unbekannte und Böse erzeugte immer mehr Druck, so daß es ihr trotz der Hitze kalt den Nacken hinabrann.

Wo steckte es?

Marcia schaute nach rechts und nach links, wo sich die Bäume über dem dunklen, schattigen Buschwerk wie große Wächter abhoben. Auch dort rührte sich nichts. Kein Radfahrer oder Fußgänger begegnete ihr. Nun lockerte der Baumbestand auf, es wurde etwas heller.

Die Frau wußte, daß sich dort ein Platz befand, der als Parkplatz diente. Tagsüber war er voll, in der Nacht verirrten sich nur wenige Fahrer an diesen Ort. Und wenn, dann waren es zumeist Paare, die ihre Ruhe haben wollten. Bei diesem Wetter allerdings weniger. Da brauchten die Leute keine Autos, da konnten sie ihrer Lieblingsbeschäftigung auch im Freien nachgehen.

Aus einem plötzlichen Gefühl heraus kickte die Frau den Dynamo

vom Reifen weg und fuhr ohne Licht weiter. Jetzt war sie ein Schatten unter Schatten, mit dem einen Unterschied, daß sie sich bewegte und ein Ziel ansteuerte.

Sie wollte den Park hinter sich bringen, auf dem freien Gelände noch eine Runde drehen und…

Ihre Gedanken brachen ab.

Etwas hatte sie erwischt.

Eine Botschaft, ein Gedanke - wie auch immer. Plötzlich wußte sie Bescheid. Sie hatte auch den bitteren Geschmack im Mund, der immer dann auftrat, wenn etwas Entscheidendes vor ihr lag. Sie war plötzlich froh, das Licht ausgeschaltet zu haben, und Marcia bremste leicht ab, wobei sie von dem noch rollenden Rad stieg.

Sie schob es noch ein paar Schritte und lehnte es gegen einen Baumstamm. Dabei vermied sie alle Geräusche, denn die hätten sie verraten können.

Aus sicherer Deckung schaute sie über den Platz hinweg. Noch sah alles normal aus. Links von ihr, ziemlich am Rand, parkte ein Auto. Ein Stück weiter sah Marcia einen zweiten Wagen, der in einem bestimmten Rhythmus schaukelte. Marcia lächelte bei dem Anblick. Sie wußte, was sich dort abspielte. Es war die natürlichste Sache der Welt, und es wäre ihr auch nicht in den Sinn gekommen, das Paar zu stören, wenn es nicht die Gestalt gegeben hätte, die sich aus einer Deckung am Zaun löste, um auf den Wagen zuzugehen. Sie schlich sich geduckt an und hielt auch etwas in den Händen, das Marcia nicht erkennen konnte.

Ein Spanner?

Die Frau wußte genau, daß es von dieser Sorte viele gab, und sie sah es auch nicht als besonders tragisch an. Aber in dieser Nacht und zu dieser Stunde war es doch nicht normal. Zudem hatte sie eine gewisse Warnung empfangen, und bisher war nichts eingetreten, was diese Warnung gerechtfertigt hätte.

Bis jetzt…

Nun sah sie den Mann genau, der das Ziel nicht aus den Augen ließ. Er war jung und ziemlich kräftig, hatte breite Schultern und wirkte entschlossen.

Marcia konnte einfach nicht mehr in ihrer Deckung bleiben. Plötzlich ahnte sie, daß sie keinen normalen Spanner beobachtete, sondern jemanden, der es auf das Paar abgesehen hatte - und das im wahrsten Sinne des Wortes.

Marcia wußte nun, weshalb sie sich auf das Rad geschwungen hatte und hergefahren war. Das Schicksal hatte ihr einen Wink gegeben.

Marcia hielt nichts mehr. Sie dachte nicht daran, daß sie waffenlos war. Sie wollte nur eines tun: helfen und dieses junge Paar retten, das sie bisher noch nicht mal kennengelernt hatte.

Da schlug der Mann die Seitenscheibe ein!

Marcia Morana hörte den lauten Knall und Sekunden später das Knurren des Angreifers. Widerlich!

Er bewegte sich wie ein Besessener. Immer wieder stieß er den rechten Arm nach vorn, riß ihn wieder zurück, stieß ihn nach vorn, keuchte dabei und sprach auch. Aber Marcia konnte nicht verstehen, was er sagte, während sie auf ihn zurannte und dabei den Eindruck hatte, kaum von der Stelle zu kommen, so langsam bewegte sie sich.

Vor ihr spielte sich eine Szene ab, wie sie schauriger nicht sein konnte. Sie wehrte sich gegen den Anblick. Es wollte ihr einfach nicht in den Sinn, daß sie Zeugin eines Doppelmordes werden sollte, und in ihrem Kopf brandete immer wieder der Gedanke auf, daß sie unbedingt etwas dagegen unternehmen mußte.

Helfen - eingreifen, damit dieses Keuchen und die Schreie aufhörten - damit das Liebespaar gerettet wurde.

Der Mann, dessen Rücken sie sah, war wie von Sinnen. Er hatte sich gebückt und einen Teil seines Oberkörpers, sowie den rechten Arm durch das Fenster geschoben.

Obwohl ihn die obere Fensterkante dabei störte, hackte er ihn immer wieder von oben nach unten, redete dabei und achtete nicht darauf, was in seinem Rücken geschah.

Marcia trug keine Waffe bei sich. Hätte sie eine gehabt, sie hätte geschossen! Doch jetzt mußte sie mit bloßen Händen gegen diesen wilden Killer antreten. Sie war fast erleichtert, als sie ihn erreichte und mit beiden Fäusten gegen seinen Rücken trommelte.

»Laß das, du Schwein! Laß das!« schrie sie.

Der Killer hörte auf. Auch deshalb, weil Marcia dessen rechten Arm mit beiden Händen umklammerte. Sie zerrte ihn zurück und hörte den Kerl fluchen.

Dann schwieg er plötzlich. Dafür vernahm Marcia das schreckliche Wimmern aus dem Fahrzeuginnern. Marcia wußte nicht, ob es ihr Hoffnung geben konnte oder nicht, sie wollte retten, was noch zu retten war und klammerte sich weiterhin am Arm des Mannes fest.

Der steckte noch immer halb im zerstörten Fenster. Dann bewegte er sich, versuchte, die Angreiferin abzuschütteln, aber Marcia hielt eisern fest.

Plötzlich trat er zu.

Mit diesem Tritt hatte sie nicht gerechnet. Obwohl er nur Turnschuhe trug, erwischte er sie hart am Schienbein, und sie hatte das Gefühl, als wäre das Bein gebrochen. Der Schmerz war wie eine böse Flamme, der sich nicht nur auf einen Ort begrenzte, sondern auf der einen Seite hoch bis in den Oberschenkel schoß und auf der anderen den Fuß erreichte.

Sie konnte nicht mehr stehenbleiben, humpelte zurück und wunderte

sich darüber, daß sie sich trotz dieser bösen Verletzung noch auf den Beinen halten konnte.

Auch der Killer zog sich zurück. Als sein Oberkörper frei lag, drehte er sich um.

Marcia stand noch.

Und sie wußte, daß der Tod sie anstarrte!

***

In diesen schrecklich langen Sekunden gab es nur zwei Dinge auf der Welt: sie und den Killer.

Sie standen sich im Abstand von fünf Schritten gegenüber, und es war nicht so dunkel, als daß Marcia den Mann nicht hätte genauer erkennen können.

Er glotzte sie an, und sie schaute zurück.

Wenn der Vergleicht eines flackernden Blicks je zutraf, so war das bei ihm der Fall. Sein Blick flackerte, obwohl sich die Augen nicht bewegten. Die Pupillen blähten sich auf, womit Marcia nicht zurechtkam.

War es der Haß? War es der Wille zum Töten? Oder die Wut darüber, gestört worden zu sein?

Der Mann war groß, vielleicht in ihrem Alter, aber breiter in den Schultern. Selbst in der Dunkelheit konnte sie die dunklen Flecken auf seinem T-Shirt erkennen, wo der Schweiß regelrechte Inseln hinterlassen hatte.

Viel schlimmer war das Messer in seiner rechten Hand, dessen Spitze nach unten wies.

Und von ihr tropfte Blut!

Sie hörte, wie die Tropfen auf den Boden klatschten und dort ein Muster hinterließen.

Das Blut der Opfer…

Marcia wollte es nicht glauben, aber sie mußte es, und sie schluchzte plötzlich auf.

Noch immer starrte der Mann sie an.

Dann, als er das Schluchzen hörte, bewegte er seinen rechten Arm. Die Klinge zuckte in die Höhe, er kantete sie, und die Spitze wies plötzlich auf Marcias Körper.

In den Augen des Mannes las Marcia ab, was er in den folgenden Sekunden vorhatte. »Nein«, sagte sie. »Nein, du machst einen Fehler. Tu es nicht, Mann, tu es nicht…«

Noch bevor sie den letzten Satz beendet hatte, da wußte sie, daß sie ebensogut gegen eine Wand hätte sprechen können, denn dieser Mensch steckte in einem wahren Blutrausch. Seine Seele war schwarz, das Böse hielt sie umklammert. Und langsam schüttelte er den. Kopf.

Das bekam Marcia mit, und ihr wurde zugleich klar, daß es nur ein

Ablenkungsmanöver war.

Leider zu spät.

Da befand sich der Killer bereits auf dem Sprung zu ihr, und er drückte die Klinge vor.

Es gelang Marcia nicht mehr, ihr auszuweichen. Jede Drehbewegung konnte nicht mehr rechtzeitig genug erfolgen. Sie wandte sich zwar um, aber die Klinge erwischte sie trotzdem.

Wo, das bekam sie nicht mehr genau mit. Durch ihren Körper huschte ein irrsinniger Schmerz, verbunden mit einer wahnsinnigen Hitze, so daß Marcia das Gefühl hatte, zu verbrennen. Das Feuer breitete sich aus, es lähmte sie, trotzdem aber konnte sie sich bewegen, und als sie zur Seite ging der Schritt glich dem eines kleinen Kindes, das laufen lernt -, da schaffte sie es nicht, auf den Beinen zu bleiben.

Sie hatte den Eindruck, als würde sich der Boden unter ihren Füßen öffnen und sie verschlingen.

Mit einer korkenzieherartigen Bewegung drehte sich Marcia Morana dem Boden entgegen. Sie spürte den harten Widerstand, aber auch die Nässe der Wunde irgendwo zwischen Hüfte und Leib.

Während sie fiel, schien der Bösartige zu wachsen. Er kam ihr plötzlich so schrecklich groß vor. Er wuchs zu einem gewaltigen Riesen an, der sich dann bewegte und den Kopf schüttelte.

Marcia lag am Boden.

Sie war nicht tot, aber sie fürchtete, daß der Killer noch einmal zustoßen und sein schreckliches Werk vollenden konnte.

Das tat er nicht.

Er drehte sich weg, fluchte und rannte dorthin, wo der Zaun begann und ein leeres Grundstück abtrennte.

Dann war er endgültig verschwunden.

***

Marcia lag auf dem Boden. Sie holte Luft. Es gelang ihr. Zwar verspürte sie dabei Schmerzen, aber die Luft brauchte sie einfach, um atmen zu können.

Was das Paar und sie erlebt hatten, war furchtbar, aber sie zumindest lebte. Da sie lebte, mußte sie auch etwas tun. Sie konnte einfach nicht auf dem Boden liegenbleiben. Sie mußte sich aufraffen und gehen. Verschwinden, nach Haus gehen. Dort würde alles in Ordnung sein, denn nun mußte sie für sich selbst sorgen und nicht für andere. Sie wollte etwas für sich tun. Sie war diejenige, die es allein nur konnte. Kein Arzt schaffte das. Es lag einzig und allein in ihren Händen.

An der rechten Seite hatte sie die Klinge erwischt und eine Fleischwunde hinterlassen. Marcia tastete danach. Sie spürte auch die klebrige Feuchtigkeit, dann kroch sie auf den Wagen zu, weil sie dort

eine Stütze fand, um sich aufzurichten.
Vor dem Auto blieb sie liegen. Ihr Atem floß wie ein unheimlich klingendes Keuchen über die Lippen, und mit einer matten Bewegung hob sie den linken Arm an. Die Tür stand dort offen. Marcia umklammerte den Holm und zog sich an ihm hoch.
Es ging nur langsam, aber es ging. Plötzlich konnte sie wieder auf ihren Füßen stehen, was allerdings nicht einfach war, denn sie zitterte schon. Marcia dachte nicht an sich, sondern an das Paar.
Sie schaute in den Wagen.
Beide lagen auf den Vordersitzen, die nach hinten gekippt worden waren, damit die beiden Platz hatten.
Das Mädchen schaute sie an. Seine Augen waren groß, starr, die blanke Todesangst malte sich in ihnen ab. Die Kleine war noch so jung, höchstens zwanzig. Blut bedeckte ihr Gesicht, obwohl sich dort keine Wunde abzeichnete. Es war einfach hingespritzt, aber das interessierte Marcia jetzt auch nicht.
»Halte aus!« keuchte sie. »Halte aus. Ich werde dich retten. Ich komme zurück…«
Ob sie gehört worden war, wußte sie nicht. Die männliche Person lag auf dem Bauch und quer über seiner Freundin. Bei ihm sah Marcia die Wunden, die der Killer in seinem Rausch hinterlassen hatte. Es war auch nicht die Zeit, nachzuforschen, ob der Mann noch lebte. Sie mußte jetzt etwas anderes unternehmen. Zuerst nach Hause fahren, sich selbst behandeln und anschließend die beiden.
»Halte aus!« keuchte sie dem Mädchen zu. »Halte nur aus. Bete - bete zu den Engeln. Tu dir den Gefallen. Nur sie können dich retten, nur sie! - Verstehst du?«
Das Mädchen antwortete nicht. Es starrte Marcia nur an, die sich vom Wagen abstemmte und sich davor fürchtete, wieder auf die harte Erde zu fallen. Wider Erwarten klappte es. Marcia drehte dem Fahrzeug den Rücken zu und bewegte sich dorthin, woher sie auch gekommen war, denn dort stand ihr Rad, und das brauchte sie unbedingt, um überhaupt noch eine Chance zur Rettung zu haben.
Sie schleppte sich weiter.
Jeder Schritt war eine Qual. Dabei hielt sie die rechte Hand auf ihre Wunde gepreßt, und immer dann, wenn sie mit dem rechten Fuß auftrat, zuckte der Schmerz durch ihre Wunde und auch die rechte Körperhälfte. Marcias Gesicht war verzerrt. Ein Spiegelbild ihrer Gefühle. Aus den Augen rannen Tränen, und sie mußte immer wieder heftig schlucken. Der Weg bis zum Rad kam ihr meilenweit vor, und sie glaubte ein paarmal, es nicht mehr zu schaffen. Dann aber sah sie wieder das Paar im Wagen, sie sah das Blut, und das sorgte bei ihr wieder für einen neuen Adrenalinstoß.
Marcia machte weiter.

Sie kämpfte sich durch, und sie erreichte ihr Rad an der Stelle, wo sie es abgestellt hatte.

Sie zerrte es vom Baumstamm weg, hielt sich daran fest und traute sich nicht, die Augen zu schließen, aus Furcht, daß der Schwindel sie packen und zu Boden reißen könnte.

Ein großes Problem lag noch vor ihr. Sie mußte sich auf das Rad schwingen, wobei sie das Wort schwingen vergessen konnte. Es würde ihr Mühe bereiten, sich auf den Sattel zu setzen und in die Pedale zu treten, um von der Stelle zu kommen.

Es gab keine andere Möglichkeit für sie. Das Schicksal hatte sie dazu ausersehen. Das Schicksal hatte ihr auch den Weg gewiesen, und es hatte eine neue Seite im Buch ihres Lebens aufgeschlagen.

Marcia hielt das Rad mit beiden Händen fest. Sie hatte sie um die Griffe am Lenker geklammert. Sie wollte es gerade halten, was ihr aber nicht möglich war. Es zitterte zwischen ihren Händen, es kam ihr doppelt so schwer vor, aber Marcia biß sich durch. Sie schaffte es, aufzusteigen, sie trat an und fuhr los.

Marcia war zäh, sie gab nicht auf. Sie schaltete ihre Gedanken ab. Sie fuhr ohne Licht, aber sie kannte die Gegend ja im Schlaf, was ihr nun zum Vorteil gereichte. Und sie näherte sich dem Ziel.

Irgendwann, zeitlich für sie nicht zu bestimmen, sah sie den kompakten Schatten des Hauses vor sich auftauchen und stellte sogar fest, daß noch einige Fenster erleuchtet waren. Ihre Nachbarn konnten bei dieser Hitze kaum schlafen. Sie lagen noch nicht im Bett, aber das kümmerte sie nicht mehr, denn sie hätten ihr sowieso nicht helfen können. Es kam einzig und allein auf sie an.

Marcia wäre beinahe bis gegen die Hauswand gefahren. Im letzten Augenblick drehte sie das Rad nach rechts, und so rutschte sie nur an der Wand entlang, wobei sie sich noch ihre linke Hand aufschabte. Dann kam das Rad zur Ruhe, sie konnte endlich absteigen und lies es an der Hauswand gelehnt stehen.

Die Frau spürte festen Boden unter ihren Füßen. Trotzdem kam es ihr vor, als würde sie wegschwimmen. Dieser Unterschied vom Rad auf den Boden war nicht so leicht zu verkraften, und die Wunde schmerzte wieder stärker, als wäre sie mit einer ätzenden Säure beträufelt worden. Die Schmerzen waren schlimmer geworden, aber Marcia wußte auch, daß sie sich bald in Sicherheit befand und sich dort einiges ändern würde. Nun mußte sie sich um sich selbst kümmern und bei ihr das anwenden, was sie sonst bei anderen tat.

Es glich schon einem kleinen Wunder, daß Marcia es beim erstenmal überhaupt schaffte, die Haustür zu öffnen. Sie stolperte in den Flur. Ohne Licht kam sie nicht aus, weil sie Furcht davor hatte, die Treppe zu verfehlen und so hielt sie sich krampfhaft am Geländer fest, um den Weg zu ihrer Wohnung in der Tiefparterre zu gehen.

Jedes Auftreten war eine kleine Hölle für sich. Sie schaute an ihrer rechten Seite herab. Die Wunde blutete auch weiterhin und entließ ebenfalls die rote Flüssigkeit. Sie war zu Boden getropft und zeichnete ihren Weg als Spur nach.

Bei der Wohnungstür klappte es nicht so schnell. Da hatte sie mehr Mühe, sie aufzuschließen. Zudem lagen Tränen in ihren Augen. Sie verschlechterten die Sicht, aber Marcia drückte die Tür schließlich auf und ging über die Schwelle.

Dann war sie im Flur.

Die nächsten Schritte fielen ihr wieder schwer. Sie drückte eine Tür auf und machte Licht.

Es war das Zimmer, in dem sie ihre Patienten behandelte. Keine Einrichtung wie in einer normalen Arztpraxis, zwischen diesen Wänden sah es ganz anders aus.

Marcia hatte sie hell streichen lassen, denn sie wußte, daß ihre Patienten dunkle Wände nicht mochten. Sie gaben ihnen das Gefühl, eingeschlossen zu sein. Bei hellen Wänden aber wirkte alles viel freundlicher und netter, aber dafür hatte die Frau jetzt keinen Blick. Auch nicht für die Liege und für den hellen Glasschrank, in dem Verbandsmaterial und einige andere Dinge aufbewahrte.

Sie ging zu einem schmalen Einbauschrank in der Wand. Er war mit einem besonderen Schloß gesichert, und Marcia mußte zunächst einen Code einstellen, um die Tür zu öffnen.

Sie lauschte dem kleinen Klicken. Die Spannung in ihr wuchs. Marcia wußte, daß sie das Ende ihres ersten Wegteils beinahe erreicht hatte. Zwar fühlte sie sich nicht gesund, aber es ging ihr besser, und aus dem Schrank holte sie etwas hervor.

Zum Glück brauchte sie sich nicht zu bücken, weil die Schale auf einem Regal in gut erreichbarer Höhe stand. Sie umfaßte sie mit beiden Händen und betete, daß sie ihr nicht aus den Fingern rutschte. Das schien geholfen zu haben.

Vorsichtig stellte sie die Schale auf einem Tisch neben der Liege ab. Da spürte sie wieder den Schwindel. Sie mußte sich abstützen. Am liebsten wäre sie auf die Liege gesunken, aber sie mußte Weitermachen.

Mit beiden Händen hob die Frau den Deckel ab. Sie legte ihn neben die Schale.

Der Inhalt war wichtig. Das Licht fiel in das Gefäß hinein und ließ auch die Farbe des Inhalts erkennen.

Sie war rot.

Nicht hell, sondern ziemlich dunkel, wobei sich durch die Flüssigkeit noch einige Streifen zogen, die etwas heller schimmerten. Jeder hätte sofort sagen können, welchen Inhalt die Schale enthielt, nämlich Blut.

Das stimmte auch.

Aber es war nicht einfach nur irgendein Blut. Es war nicht das Blut eines Menschen und auch nicht das eines Tieres. Dieses Blut gehörte einer besonderen Kreatur.

Es war das Blut eines Engels!

***

Die Hitze wollte einfach nicht weichen, und ich hatte so gut wie keine Lust mehr, in diesem schwülheißen Kochtopf London herumzuirren und zu arbeiten, aber es gab keine andere Möglichkeit. Da mußte man durch. Den anderen Menschen erging es genauso. Auch sie schwitzten, und sie arbeiteten oft genug noch härter, vor allen Dingen, wenn sie im Freien schufteten. Also nahm ich die Hitze hin und kümmerte mich ansonsten darum, genügend Flüssigkeit zu trinken und mich auch nicht zu schnell zu bewegen. Damit erwies ich allen Beamten die Ehre.

Ohne Arbeit lief nichts. Und wer keine hat, der bekommt welche. So war es auch bei mir, denn der Job in Tschechien war erledigt, ich konnte mich wieder austoben, dies allerdings ohne Suko, der krankgeschrieben worden war. Er hatte die Sommergrippe. Armer Kerl. Bei diesen Temperaturen noch Fieber haben!

Glenda und ich hielten im Büro die Stellung, was natürlich auch Sir James wußte. Er hatte mich in ein Lokal eingeladen, um mich einem gewissen Francis Dobson vorzustellen. Ich wußte von diesem Dobson nur, daß er als Kontrolleur im Gesundheitswesen arbeitete.

Was er von mir wollte, ich hatte keine Ahnung. Auch Sir James hatte sich sehr zurückgehalten.

Aber er würde mir die Augen schon öffnen, und das bei einem kühlen Bier in einem Lokal mit Blick auf die Themse und unter Bäumen sitzend.

Für uns war ein Tisch reserviert worden, an dem Sir James und dieser Dobson bereits saßen, als ich eintraf.

Francis Dobson war ein Mensch, der wohl zum Lachen in den Keller ging. Er saß da wie ein völlig geknickter Mensch, schaute auf, die Tischplatte und wischte hin und wieder den Schweiß von seiner blassen Stirn. Um uns herum verteilten sich fröhliche Menschen an zahlreichen Tischen, aber ansteckend wirkte diese Fröhlichkeit auf ihn wohl nicht.

Ich hatte mir ein großes Bier bestellt und sehr schnell erfahren, um was es ging.

Francis Dobson war jemand, der für die Stadt oder auch den Staat arbeitete und Ärzte kontrollierte.

Er war für außergewöhnliche Dinge zuständig, er kümmerte sich um Abrechnungen der Ärzte und Patienten, aber was er genau machte, erfuhr ich nicht. Es war auch nicht wichtig, denn das eigentliche

Problem lag woanders.

Ihm ging es um gewisse Heilungen, auf die er sich hatte keinen Reim machen können.

»Sie müssen sich das so vorstellen, Mr. Sinclair. Da ist jemand verletzt, vielleicht sogar schwer, geht zu einem Arzt oder einer Ärztin und wird schon nach einer halben Stunde gesund entlassen, ohne daß man etwas von seinen Wunden sieht.«

»Wunden?« fragte ich.

»Ja, Wunden. Stellen Sie sich vor, Sie schneiden sich mit einem Messer in den Handballen. Da bleibt dann eine tiefe Wunde zurück. So tief, daß sie in ambulante Behandlung müssen. Dort kümmert man sich um sie mit den Methoden der normalen Schulmedizin. Sie werden behandelt und bekommen anschließend einen Verband.«

»Anschließend haben Sie damit Probleme«, kommentierte ich.

»Ja.«

»Wie sehen die aus?«

Er wischte wieder Schweiß von seinem Gesicht. »Deshalb sitze ich ja bei Ihnen.«

Sir James, der nichts gesagt hatte, nickte mir aufmunternd zu. Wohl zum Zeichen, daß ich die Ohren spitzen sollte.

Francis Dobson schlürfte an seinem Wasser und sprach mich dann mit leiser Stimme an, als fürchtete er, daß die Gäste an den Nachbartischen mithören könnten. »Aber es gibt Patienten, die verletzt sind, zu einer gewissen Person gehen, sich behandeln lassen und schon Minuten später die Praxis verlassen, als hätten sie nie etwas gehabt. Es war auch nichts zu sehen. Weder ein Verband noch ein Pflaster. Auch keine Narbe. Die Wunden waren verheilt.«

Ich grinste schief. »Haben Sie von einem Wunderheiler gesprochen, Mr. Dobson?«

»Nein«, antwortete Sir James, der wie immer eine Flasche mit Wasser vor sich stehen hatte. »Von einer Wunderheilerin.«

Ich staunte. »Von einer Frau?«

»Ja.«

Etwas verlegen hob ich die Schulter. »So etwas soll es ja geben, wenn mich nicht alles täuscht. Davon habe ich gelesen. Die Zeitungen sind voll mit derartigen Berichten und…«

»Das hat mit unserer Person nichts zu tun«, klärte mich Dobson auf. Trotz der Hitze trug er eine graue Jacke, die außerdem noch ziemlich unmodern war. Sein Gesicht nahm einen noch traurigeren Ausdruck an. »Ich kenne die Wunderheiler und Scharlatane, von denen Sie sprechen, Mr. Sinclair. Gerade in der letzten Zeit ist in der Presse viel über sie geschrieben worden, aber das schließen Sie mal aus.«

»Dann weiß ich nicht weiter.«

»Sehr gut?«

»Warum das?«
»Wir wissen es nämlich auch nicht. Und offiziell wissen wir erst recht nichts, denn niemand hat sich bei unserer Stelle beschwert, und es sind auch keine Kosten entstanden. Wir haben davon nur auf Umwegen erfahren.«
»Kennen Sie den Namen der Frau?«
»Ja, sie heißt Marcia Morana und nennt sich Madame Marcia.«
»Kenne ich nicht. Zumindest der Name ist ungewöhnlich.«
»Stimmt. Und die Heilmethoden sind es ebenfalls, wie wir inzwischen wissen, auch wenn nicht alles offiziell ist. Aber vergessen Sie alle Wunderheiler, von denen Sie bisher gehört oder gelesen haben, Mr. Sinclair. Diese Marcia ist einmalig.«
»Warum? Sind es Ihre Methoden?«
»Richtig.«
Ich verdrehte die Augen. »Spannen Sie mich nicht so lange auf die Folter, Mr. Dobson, was ist los mit dieser Tante?«
Er starrte mich an, suchte meinen Blick. Ich sah, daß die Farbe seiner Augen wasserhell war. »Diese Marcia heilt nicht mit ihren Händen, aus denen irgendwelche Kräfte hervorströmen, sie heilt mit etwas anderem - mit Blut.«
Ich verschluckte mich fast, obwohl ich nicht getrunken und den Krug nur angehoben hatte. »Bitte?«
»Ja, ja!« zischelte er. »Sie heilt mit Blut. Und zwar mit Engelsblut, Mr. Sinclair.«
Ich sagte nichts.
»Es stimmt also doch?«
»Ich sehe keinen Grund, Mr. Dobsons Bericht nicht zu trauen. Es existiert hier in London eine Frau, die Wunden mit Engelsblut heilt, und zwar so gut, daß nicht die kleinste Narbe zurückbleibt. Anscheinend hat sie schon viel Erfolg damit gehabt, denn es sind nicht nur zwei oder drei Patienten durch sie geheilt worden, sondern viele, und das hat sich auch herumgesprochen.«
Jetzt trank ich und freute mich über den kalten Fluß, der in Richtung Magen rann. »Ist das denn schlimm?« fragte ich, als der Krug wieder auf dem Tisch stand?
»Nein, aber ungewöhnlich, John.«
Dobson nickte dazu. »Das ist uns unerklärlich. Meine Aufgabe ist es, gewissen Vorgängen auf die Spur zu kommen. So geht es nicht nur allein um finanzielle Vorgänge, sondern eben auch um die Wunderheiler, die Menschen doch reinlegen können und ihnen vor allen Dingen die Taschen leeren.«
»Hat Marcia Morana das nicht getan?«
»Weiß ich nicht genau. Zumindest haben wir in dieser Richtung noch keine Beschwerden bekommen.«

Ich hob die Arme. »Was bedrückt sie dann dermaßen stark, daß Sie sich an die Polizei wenden?«

»Das Thema an sich«, sagte er. »Es ist doch unmöglich und naturwissenschaftlich nicht erklärbar, daß jemand, wenn er zu einem Arzt oder Heiler kommt, seine Wunden wie durch ein Wunder geschlossen werden. Dazu noch mit Engelsblut?«

»Richtig«, sagte ich und nickte. »Das ist es, was Ihnen nicht in den Kram paßt.«

»Ja, Mr. Sinclair. Oder wissen Sie vielleicht, was Engelsblut ist? Sie sind doch der Fachmann.«

»Danke für das Kompliment, aber in diesem Fall lehnte ich es ab. Meiner Ansicht nach sind Sie da einem Bluff aufgesessen. Da hat Ihnen jemand etwas erzählt.«

»Bluff?«

»Ja. Ich kann Ihnen das aus meiner. Sicht auch erklären. Fangen wir mal mit der Frage an, ob Engel denn bluten können? Haben Sie schon mal von blutenden Engeln gehört? Meiner Erfahrung nach sind Engel feinstoffliche Wesen, die nicht bluten können.« Damit sagte ich nicht die ganze Wahrheit, ich kannte auch Ausnahmen, doch die wollte ich Dobson nicht unter die Nase reiben.

»Und was soll ich daraus folgern?« fragte er.

»Für mich liegt es auf der Hand.«

»Da bin ich gespannt.«

»Diese Marcia besitzt irgendeine Tinktur, eine Flüssigkeit oder ein Heilmittel, dem sie den Namen Engelsblut gegeben hat. Es ist nicht das Blut eines Engels, meiner Ansicht nach ist das nur im übertragenen Sinne gemeint. So könnte man es sehen.«

Überzeugt hatte ich Dobson noch nicht. »Und die Heilungen? Was ist mit den Heilungen?«

»Sie sind passiert.«

Er regte sich jetzt auf und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Aber doch nicht so plötzlich! Da braucht alles seine Zeit. Unsere Vereinigung möchte wirklich herausfinden, um was es da geht. Wir sind nicht umsonst den Scharlatanen auf der Spur. Wir haben schon so manchen Wunderheiler vor Gericht gebracht oder ihm die Praxis geschlossen. Aber ich habe nie von derartigen Heilungen gehört, Mr. Sinclair. Das ist entweder ein gewaltiges Übel oder ein großer Bluff, und das meint auch Ihr Chef.«

»Was schlagen Sie vor, Sir James?«

Er putzte seine Brille, denn die Feuchtigkeit hatte die Gläser beschlagen. »Was wollen wir tun? Es steht etwas im Raum, dem nachgegangen werden muß. Ich habe noch nie davon gehört, daß Wunden so schnell geheilt werden können. Wir müssen zunächst den Menschen glauben, die auf diese Art und Weise geheilt werden.«

»Stimmt.«
»Die Namen werden Sie sicherlich von Mr. Dobson bekommen - oder?«
Der Angesprochene schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Ich habe sie nicht bei mir. Wenn ich etwas raten darf, dann sollten Sie sich diese Madame Marcia mal näher anschauen, Mr. Sinclair.«
»Haben Sie das noch nicht getan?«
»Nein.«
»Das wundert mich.«
»Wir wollten im Hintergrund bleiben, was sicherlich verständlich ist. Wir haben nur gesammelt, und ich will auch nicht sagen, daß wir dieser Frau unbedingt auf die Füße treten müssen, aber eine gewisse Kontrolle wäre schon nötig.«
»Durch mich?«
»Ja, Mr. Sinclair.«
»Dann könnte ich mir eine Wunde zufügen und der Dame einen Besuch abstatten?«
»Wenn Sie wollen, nehmen Sie das als Entree.«
»Will ich aber nicht.« Ich nahm den letzten Schluck aus meinem Krug und schaute den hellen Streifen nach, wie sie im Innenrand des Glases herabrannen. »Bisher gibt es keine konkreten Verdachtsmomente gegen diese Frau. Man kann ja gewisse Gebräus nennen, wie man will. Ich weiß, daß es ein Gewächs gibt, das sich Teufelskraut nennt. Da sollte man auch bei dem Begriff Engelsblut nicht so pingelig sein, finde ich.«
Francis Dobson war beleidigt. Steif setzte er sich hin. »Beinahe habe ich das Gefühl, als nähmen Sie mich nicht ernst, Mr. Sinclair.«
»Das habe ich nicht gesagt.«
»Man kann daran riechen.«
»Dann riechen Sie eben falsch.«
Er räusperte sich, winkte dem Kellner, der stehenblieb, und bat um seine Rechnung. »Überlegen Sie es sich. Ich habe Ihnen die Tür spaltbreit geöffnet. Jetzt liegt es an Ihnen, sie so weit wie möglich aufzustoßen.« Er zahlte und verließ unseren Tisch, indem er sich nur kurz und durch ein Nicken verabschiedete.
Sir James und ich blieben noch, und wir bestellten auch etwas. Der Superintendent sein Wasser, ich trank noch einen Krug. Die Zeit war zwar schon fortgeschrittener, aber die Tische waren noch gut besetzt. Die Menschen waren froh, aus ihren stickigen Wohnungen oder Häuser zu kommen, um in Flußnähe wenigstens etwas Wind zu erhaschen, auch wenn dieser einen nicht erstrebenswerten Geruch mitbrachte, denn es stank nach altem Wasser, Ufer und Schlamm.
»Der wird Sie so leicht nicht mehr anschauen, John«, sagte mein Chef und lächelte.

»Was halten Sie denn davon?«
»Ich bin mir unsicher.«
»Wegen der Heilungen oder wegen des Blutes?«
»Da kommt wohl beides zusammen. Es ist seltsam, John, aber jetzt muß ich mal so reden, wie Sie es hin und wieder vorexerzieren. Ich verlasse mich in diesem Fall einfach auf mein Gefühl. Darüber können Sie lächeln oder nicht, aber ich bin der Meinung, daß wir in diesem Fall richtig liegen. Da geht etwas vor sich, das mit bisher bekannten Methoden nichts zu tun hat.«
»Denken Sie an Magie?«
»Im Endeffekt schon. Ich gab zu, daß man manchen Pflanzen ungewöhnliche Namen gegeben hat. Teufelskraut ist ein gutes Beispiel, aber auch das geschah nicht grundlos. So könnte es auch bei diesem Engelsblut gewesen sein.«
»Im übertragenen Sinne, wie das ja bei dem von Ihnen erwähnten Beispiel der Fall gewesen ist.«
»Hierbei nicht. Hier ist es echt, wie ich finde. Das Blut eines Engels, John.« Er schaute mich dabei an und sprach sofort weiter. »Jetzt fragen Sie mich nicht, ob Engel auch bluten können?«
»Können sie das, Sir?«
»Ich weiß es nicht. Als feinstoffliche Wesen nicht. Wir beide aber wissen, daß Engel nicht nur feinstofflich sind. Dabei spielen auch andere Dinge eine Rolle. Oder muß ich sie an Belial erinnern oder an diesen Feuerengel, der in London erschien und in seiner Welt nicht glücklich werden konnte.«
»Daran habe ich ja auch gedacht.«
»Wunderbar. Nur haben Sie mir nicht den Eindruck gemacht.«
»Das stimmt, denn ich wollte diesen Dobson nicht noch höher stellen. Ich mag ihn nicht. Das ist so ein furztrockener Typ, der beim Beamten-Mikado gewonnen hat.«
»Was ist das denn?«
»Wer sich bewegt, hat verloren.«
Sir James wußte nicht, ob er lachen oder ernst bleiben sollte. Er entschied sich für den Mittelweg und grinste nur säuerlich. Dann kehrte er wieder zum Thema zurück. »Sie werden sich die Frau jedenfalls genauer anschauen.«
»Das mache ich.«
»Dann haben Sie ja morgen früh einen Job.«
Ich ließ erst mal Bier in meinen Mund laufen, schluckte es und sagte mit leiser Stimme: »Ich weiß nur nicht, wie ich bei ihr antanzen soll. Ob normal oder verletzt?«
»Wieso verletzt?«
»Als jemand, der Heilung sucht.«
»Unsinn, Sie gehen so hin. Sie wollen sich doch keine Wunde

zufügen, John.«
»Nein, nein, das nicht. War auch nur ein Scherz. Aber eine andere Frage hätte ich schon.«
»Bitte.«
»Wissen Sie mehr über diese Person, Sir? Haben Sie eine Ahnung, woher sie kommt? Ihr Name hörte sich ja nicht eben britisch an. Kann es sein, daß sie aus Italien stammt?«
»Ja, das wäre denkbar.«
Ich lächelte vor mich hin. »Da schießt mir ein verrückter Gedanke durch den Kopf, Sir. Stellen Sie sich vor, diese Frau kann tatsächlich heilen, und stellen Sie sich weiterhin vor, daß sie aus Italien stammt, und denken Sie auch daran, daß wir hier in London zahlreiche Mafiosi herumlaufen haben, dann könnte es doch sein, daß diese Typen, werden sie von einer Kugel oder durch einen Messerstich verletzt, ihre Landsmännin aufsuchen, um sich die Wunden heilen zu lassen. Ist nur eine Vermutung, aber durchaus im Bereich des möglichen.«
»Davon hat Dobson nichts erwähnt«, erwiderte Sir James nach einer Denkpause.
»Kann ich mir vorstellen.«
Er räusperte sich. »Jedenfalls sollten Sie versuchen, herauszubekommen, was mit der Frau geschehen ist. Ob sie tatsächlich heilen kann. Ob das Zeug das Blut eines Engels ist und so weiter.«
»Das ist es sicherlich nicht.«
»Was macht Sie so sicher?«
»Nichts, Sir, aber es paßte mir einfach nicht, daß jemand umherläuft und mit dem Blut eines himmlischen Wesens heilt, das eigentlich keines haben dürfte, weil es feinstofflich ist.«
»Einverstanden, John. Und was denken Sie?«
»Liebe und Haß liegen oft sehr dicht beisammen. Das gilt auch für die Begriffe Engel und Teufel. Manchmal ist der Schritt gar nicht so groß. Genau das ist es auch, was mich an diesem Fall interessiert, Sir.«
»Wenigstens etwas«, sagte der Superintendent und prostete mir mit seinem Labberwasser zu…

***

Eigentlich hätte sich Marcia ausziehen müssen, aber davon hatte sie Abstand genommen. Sie wollte ihre Wunde heilen, obwohl sie noch ihre Kleidung trug. Sie hatte sich des Sweatshirts entledigt und die Hose ein Stück nach unten gestreift, damit die Stichwunde in ihrer ganzen Länge freilag.
Aus der Schublade ihres Schreibtisches hatte sie einen Spiegel genommen und ihn so gehalten, daß sich die Wunde darin abmalte. Jede Einzelheit wollte sie sehen, und sie mußte zugeben, daß sie

Glück gehabt hatte. Wäre die Klinge auch nur in einem etwas anderen Winkel aufgetroffen, dann wäre die Verletzung tödlich gewesen oder hätte tödlich sein können. So aber war es nur eine Fleischwunde, aus der zwar Blut geronnen war, die auch schmerzte, aber durchaus operabel war, vor allen Dingen durch ihre Kräfte.

Die Wunde blutete nicht mehr, zuckte aber noch und sah aus wie ein Maul, das sich ab und zu bewegte.

Noch nie zuvor hatte sich die Frau selbst verarzten oder heilen müssen. Für sie war es Premiere, und sie tauchte vorsichtig ihre rechte Hand in die Flüssigkeit.

Es tat ihr gut, das Blut an den Händen zu spüren. Es war angenehm warm und auch auf eine gewisse Art und Weise kühl, zumindest empfand sie es so. Sie hatte das Engelsblut einmal mit der Hand durchgerührt und zog die Rechte nun hervor. Dann brachte sie die Hand mit einer behutsamen Geste bis dicht an ihre Wunde heran und verteilte die Flüssigkeit auf die Wunde. Nach wie vor hielt sie den Spiegel fest, um sich bei dieser Tätigkeit selbst beobachten zu können.

Es schmerzte, als das Engelsblut und die Hand die Wunde berührten, doch sie spürte auch etwas von einer kaum zu beschreibenden Wohltat, als das fremde Blut tief in die Wunde eindrang und seine heilenden Kräfte verströmte. Da durchpulste eine Wärme die Wunde, die von Marcia nur als angenehm und wunderbar angesehen werden konnte. Sie war beeindruckt, sie schloß die Augen und tat genau das, was sonst ihre Patienten taten.

Auch sie hatten von der weichen und heilenden Wärme gesprochen, von der die Wunde durchflutet worden war, und nun erlebte Marcia es am eigenen Leibe.

Es war herrlich. Es tat so gut. Ein wohliges Gefühl durchrieselte sie. Sie kam sich leicht vor, sie fühlte sich wie weggetragen, und immer wieder strich sie mit ihren Fingern über die Stelle, die verletzt gewesen war.

In ihren Ohren hatte sich ein Rauschen festgesetzt, das sich ständig veränderte.

Manchmal klang es lauter, dann wieder leiser, und es erinnerte sie hin und wieder an einen fernen Gesang, der sicherlich nicht von dieser Welt stammte, sondern von irgendwelchen fremden Wesen abgegeben wurde. Für Marcia war es ein herrliches Gefühl. Jegliche Unsicherheit war verschwunden. Die Heilung durch das Blut schritt rasch davon. Während sie über die Wunde rieb, stellte sie fest, daß es sie gar nicht mehr gab. Sie hatte sich bereits geschlossen.

Das Wunder war geschehen. Nicht nur bei den Patienten, auch bei ihr. Ruckartig öffnete Marcia die Augen. Sofort fiel ihr Blick in den Spiegel, den sie noch immer festhielt.

Da hätte sich eigentlich die Wunde genau in der Mittelfläche

abzeichnen müssen.

Aber sie tat es nicht.

Marcia sah das Blut, das sie mit den eigenen Händen verschmiert hatte, aber sie entdeckte keinen Schnitt mehr. Als sie noch einmal nachfühlte und ihren über die Haut wandernden Finger dabei im Spiegel beobachtete, da war ihr klar, daß die Wunde nicht mehr vorhanden war.

Die Hand sank nach unten. Auch der Spiegel rutschte ihr aus den Fingern und fand auf dem Schreibtisch Platz. Um Marcias Lippen huschte ein Lächeln, das eher staunend als froh wirkte, obwohl sie oft genug erlebt hatte, wie sich die Wunden ihrer Patienten durch die Engelsblut-Behandlung geschlossen hatten.

Auch bei ihr.

Marcia blieb nicht mehr lange sitzen. Sie ging mit zittrigen Schritten in das kleine Bad. Beim Auftreten spürte sie nicht den geringsten Schmerz, er war verflogen, es gab ihn einfach nicht mehr. Nur dort, wo sie der Tritt am Schienbein getroffen hatte, war noch ein gewisser Druck vorhanden.

Das Licht im Bad ließ jede Kleinigkeit erkennen. Marcia feuchtete ein Tuch an und wischte die Stelle, an der einmal die Wunde gewesen war, sauber.

Nichts war mehr zu sehen.

Keine Narbe, keine rötliche Stelle, keine Schwellung, kein blauer Fleck, gar nichts.

»Es ist ein Wunder«, flüsterte sie, schaute in den Spiegel und sah auch den Glanz in ihren dunklen Augen, der ihr schon überirdisch vorkam.

Sie war so dankbar. Sie war den Mächten dankbar, von denen die Menschen kaum etwas wußten, aber sie.

Schlagartig verfinsterte sich ihr Gesicht. Auf einmal kehrten die zurückliegenden Ereignisse wieder in ihre Erinnerung zurück. Jetzt wußte sie, weshalb ihr diese Wunde überhaupt zugefügt worden war. Ein Mensch hatte sie mit seinem Messer attackiert, und es hätte ihm nichts ausgemacht, sie aus dem Leben zu stoßen.

Wie bei den anderen.

Himmel, die anderen. Die junge Frau, der junge Mann. Sie hatte ihnen versprochen, Hilfe zu holen, und dieses Versprechen mußte sie halten. Das war sie erstens den anderen, aber auch sich selbst gegenüber schuldig. Marcia fühlte sich wieder fit. Die Hose ließ sie an, denn die Blutflecken störten sie nicht. Aus dem Kleiderschrank nahm sie ein hellblaues T-Shirt und streifte es über.

Den Schlüssel hatte sie an ihren Platz zurückgehängt, jetzt nahm sie ihn wieder in die Hand und verließ das Haus. Das Rad stand dort, wo sie es gegen die Hauswand gekippt hatte.

Locker schwang sie sich auf den Sattel. Da war bei ihr nichts mehr von irgendeiner Schwäche zu spüren, sie fühlte sich wie neugeboren oder wie nach einem langen Schlaf.

Den Weg hatte sie in einer Rekordzeit zurückgelegt. Es war inzwischen später geworden, der, neue Tag hatte den alten abgelöst, in dieser Gegend schliefen die Menschen, und es glitten auch keine lichtscheuen Gestalten mehr durch die Nacht. Zumindest fand sie keine.

Das Engelsblut hatte sie in ein kleines Gefäß gefüllt. Genau soviel, wie sie brauchte.

Jetzt kam es darauf an, ob die beiden noch lebten oder ob der Tod sie in sein kaltes Reich gezogen hatte, denn dann war auch sie mit ihrer Kunst am Ende, denn Tote konnte sie nicht mehr zurück in das Leben rufen. Da mußten wohl auch die Engel passen…

***

Marcia fand noch alles so vor, wie sie es verlassen hatte. Keiner war in der Zwischenzeit über den Parkplatz gegangen oder hatte sich um die beiden verlassenen Wagen gekümmert. Neben dem alten Audi lege sie das Rad zu Boden und öffnete die Fahrertür an der rechten Seite.

Die Innenbeleuchtung funktionierte. Sie gab den Lichtschein ab, und Marcia konnte erkennen, was dieser verfluchte Mensch alles angerichtet hatte.

Es war furchtbar.

Er hatte regelrecht gewütet. Er hatte auf nichts Rücksicht genommen. Grausam und brutal hatte er mit seinem verfluchten Messer zugestochen.

Marcia hatte Mühe, ihre Tränen zurückzuhalten, als sie das Blut sah, das beide Menschen verloren hatten. Noch immer lag der junge Mann über der Frau.

Das Messer hatte ihn unter anderem auch in den Rücken getroffen, und dieser Stich mußte einfach tödlich gewesen sein. Trotzdem kontrollierte Marcia nach.

Sie hatte sich nicht geirrt.

Für einen Moment schloß sie die Augen. Natürlich kamen die ersten Vorwürfe. Sie fragte sich, ob sie den Mann möglicherweise hätte retten können, wenn sie bei ihm geblieben wäre, aber das war jetzt zu spät. Noch keimte in ihr die Hoffnung, daß die junge Frau die Stiche überstanden hatte. Sie mußte den Körper des Toten zur Seite schieben, um es herauszufinden. Ja, die Blonde lebte.

Wie ein heißer Strahl schoß ihr diese Gewißheit durch den Kopf. Da sie noch lebte, war es möglich, sie zu retten, auch wenn sie viel eigenes Blut verloren hatte.

Marcia machte sich an die Arbeit. Ihr war klar, daß sie, wenn sie es

geschafft hatte, ihre Tätigkeit nicht mehr geheimhalten konnte. Man würde ihr Fragen stellen, man würde immer wieder nachhaken und ihrem Geheimnis auf die Spur kommen.

Was sollte sie tun?

Sie hatte sich noch nicht entschieden, sondern öffnete die Beifahrertür und legte die junge Frau so behutsam wie möglich rücklings auf den Liegesitz.

Keiner hielt sie unter Kontrolle. Sie konnte mit ihrer Arbeit beginnen. Das kleine Gefäß mit dem Engelsblut hatte sie auf das Autodach gestellt. Dann tunkte sie ihre Finger ein und begann damit, die Wunden der jungen Frau zu bestreichen.

Sie arbeitete ruhig, nicht überhastet, denn eine gewaltige Ruhe hatte sie überkommen. Auch in ihr spürte Marcia die Kraft des Engelsbluts.

So verteilte sie das Blut auf den Wunden der Frau, und sie sah einen ersten Erfolg. Die Wunden zogen sich zusammen!

Sie tauchte auch die linke Hand ein und behandelte so zwei Wunden zugleich.

Das Gesicht der jungen Frau blieb unbewegt. Da war nicht das geringste Zucken zu erkennen. Eine glatte Haut, auch die Lippen bewegten sich nicht. Diese Ruhe war perfekt und erinnerte schon an die Starre einer Toten. Zwischendurch kontrollierte sie immer die Lebensfunktionen der namenlosen, blonden Frau, und sie war zufrieden, daß das Herz noch schlug.

Etwa dreißig Minuten arbeitete Marcia Morana intensiv und im Schweiße ihres Angesichts. Dann hatte sie es geschafft, und sie war auch damit zufrieden.

Tief durchatmend kam sie wieder in die Höhe. Der Schweiß klebte auf ihrer Stirn. Die Hände waren rot vom Blut der Frau und von dem Engelsblut. Aber der Killer hatte kein zweites Opfer gefunden, und wenn sie an ihn dachte, rann es ihr eiskalt über den Rücken.

Sie hatte ihn gesehen, er hatte sie gesehen, und er wußte jetzt, daß es eine Zeugin gab.

Für eine Weile blieb Marcia stehen, ohne sich zu rühren. Sie erinnerte sich an seinen Anblick und überlegte auch, ob sie ihn schon einmal gesehen hatte.

Es war durchaus möglich, daß dieser Killer in der Nähe lebte, einem harmlosen Lebenswandel nachging und erst in Nächten wie diesen zu einem teuflischen Killer wurde. Auszuschließen war nichts. Oft genug hatte sie über Psychopathen gelesen, die tagsüber so harmlos waren, aber dann, wenn bestimmte Ereignisse zusammentrafen, sich zu wilden Tieren entwickelten. Ähnlich wie sich jemand in einen Werwolf oder in einen blutsaugenden Vampir verwandelte.

Der Killer lebte noch.

Und der Killer würde kommen, um die Zeugin aus dem Weg zu

räumen. Für sie stand das einfach fest. Aber sie würde auch Zeit haben, sich darauf einzustellen, und das war wichtig. Eine erkannte Gefahr, war nur noch halb so stark.

Aber jetzt war die junge Frau wichtig. Zwischen diesem Parkplatz und ihrem Haus gab es keine Telefonzelle. Wenn sie anrufen wollte, mußte sie zurück in ihre Wohnung fahren - wieder einmal.

Sie tat es. Sie legte sich dabei in die Pedale. Sie strampelte, und sie hoffte, daß der Killer nicht noch einmal an den Ort zurückkehrte, um seine Tat zu vollenden.

In der Wohnung telefonierte sie mit dem nächsten Revier. Marcia schaffte es, ihre Stimme zu verstellen, und ihren Namen erwähnte sie erst recht nicht.

Der Beamte war zwar überrascht, aber sie hatte alles gesagt, als sie auflegte. Zudem wurden die Anrufe immer mitgeschnitten.

Dann nahm sie den Deckel und legte ihn wieder auf das Gefäß mit dem Engelsblut.

Sie stellte es weg, schloß den Schrank ab und wußte sehr genau, daß sich mit dieser Nacht in ihrem Leben so einiges verändert hatte…

***

Bill Gates ärgerte sich darüber, daß er weggelaufen und nicht noch geblieben war.

Er wußte nicht genau, wer von diesen drei Personen endgültig bestraft worden war. Er hoffte natürlich, daß er alle drei geschafft hatte, aber da war er sich nicht sicher, und das Erscheinen der Zeugin hatte ihn auch irritiert.

An einem Brunnen wusch er sich. Er reinigte dort auch das Messer, schaute sich mehrmals um und war zufrieden, daß er dabei nicht beobachtet wurde.

Daß an seiner Kleidung Blut klebte, konnte er nicht ändern. Es machte ihm auch nichts aus, und auch seine Mutter würde keine Fragen stellen. Sie würde die Kleidung nehmen, sie waschen oder verbrennen, was sie auch schon einmal getan hatte, aber damit war für ihn die Sache erledigt.

Nach seinen Überfällen, die ihn in alle Londoner Stadtteile brachten, fühlte sich Bill Gates immer erleichtert. Er hatte es den bösen Schlampen mal wieder gezeigt. Manchmal ging auch etwas schief, da traf er nicht richtig oder überhaupt nicht so, aber das machte nichts.

Er hatte immer welche verletzt, und er hatte für einen Schock gesorgt. Okay, man jagte ihn, die Polizei wußte mittlerweile Bescheid, aber es gab keine Beschreibung von ihm. Die Menschen waren einfach zu überrascht gewesen, um sich seinen Anblick merken zu können. Man hatte ihn nur vage beschreiben können, und das hätte auf Hunderttausende zutreffen können, nicht nur auf ihn.

Er würde lange weitermachen können, so lange, bis auch er zufrieden war. Wenn da nicht diese Frau gewesen wäre.

Noch am Brunnen stehend dachte er über sie nach, auch über den Zeitpunkt, als beide sich gegenüberstanden und sich angeschaut hatten. Es war nicht lange gewesen, Sekunden nur, doch in dieser Zeitspanne hatte er festgestellt, daß diese Frau nicht mit normalen Maßstäben zu messen sein konnte.

Sie sah zwar normal aus, aber in ihr war etwas gewesen, das ihn doch nachdenklich gemacht hatte.

Nein, nicht in ihr, genau das Gegenteil davon. Außen. Sie hatte etwas ausgeströmt, mit dem er nicht zurechtkam. Da war bei ihm von einer Aura die Rede gewesen, die er gespürt hatte. Eine fremde, eine andere, auch eine gefährliche Aura?

Bill Gates wollte darüber nachdenken, was er nicht schaffte. Sein Kopf war blockiert. Er wollte auch nicht mehr draußen bleiben, jetzt brauchte er Schutz. Den des Hauses und auch den seiner Mutter.

Ja, seiner Mutter.

Olga Gates machte sich bestimmt schon Sorgen. Wenn Bill etwas haßte, dann waren es die Sorgen seiner Mutter. Er wollte ihr nicht weh tun; niemand durfte ihr weh tun. Sein Vater hatte es einmal getan, als er so einfach verschwunden war, und er hoffte nur, daß dieser Mann tot war. Sollte er ihm noch einmal begegnen, würde er ihn mit seinem Messer in Stücke hacken, das nahm sich Bill Gates vor.

Sein Auto, einen Renault Clio, parkte er immer an Orten, wo noch Leben war. So auch in dieser Nacht, denn aus den Kneipen und den anderen Vergnügungsstätten fiel das bunte Licht auf die Straße, die zu dieser Zeit noch nicht bevölkert waren. Auf den Gehsteigen standen unzählige Stühle und Tische. Bei dieser Wärme zog es keinen Gast so schnell in das Innere eines Lokals.

Sein schwarzer Clio war nicht aufgebrochen worden. Bill Gates stieg ein und holte zwischen den Sitzen ein Handy hervor. Sicherlich wartete die Mutter schon auf den Anruf.

Bill Gates tippte die Nummer ein. Es läutete. Gates ließ seine Mutter erst gar nicht zu Wort kommen, als sie abgenommen hatte. Er flüsterte nur: »Ich bin es, Mutter.«

»Junge - endlich.« Die Stimme hörte sich erleichtert an. »Ist bei dir alles in Ordnung?«

»Ja, Mutter.«

»Wirklich?«

»Du kannst dich darauf verlassen, Mutter. Ich fühle mich wieder sehr, sehr gut. Nicht mehr so beschmutzt.« Mit diesen Worten hatte er ein indirektes Mordgeständnis abgegeben, was Olga Gates aber nicht störte, denn sie war sehr zufrieden, daß es ihrem Jungen gutging.

»Wo bist du jetzt?«

»Im Auto.«

Olga Gates lachte. »Dort wirst du bestimmt nicht übernachten, mein Junge.«

»Nein, das nicht.«

»Wann kommst du?«

»Ich fahre jetzt los. Dann bin ich in einer halben Stunde spätestens bei dir.«

»Schön, mein Junge. Kann ich noch etwas für dich tun?«

Bill überlegte nicht lange. »Ja, Mutter, das kannst du. Es wäre nett, wenn du mir ein Bad richten könntest.«

Sie lachte ihrem Sohn leise ins Ohr. »Das mache ich doch gern, mein Junge, sehr gern sogar. Sonst noch was?«

»Nichts.«

»Auch nichts zu essen oder zu trinken?«

»Später vielleicht, Mutter.«

»Gut, du brauchst dich nur zu melden.«

»Das weiß ich doch, Mutter - bis gleich.« Er unterbrach die Verbindung und legte das Gerät auf den Beifahrersitz. Als seine linke Hand nach dem Zündschlüssel greifen wollte, stoppte er seine Bewegung. Er konnte noch nicht starten, denn vor ihm überquerte ein junges Paar die Straße. Mann und Frau, widerlich. Ja, es war widerlich, wie sie sich benahmen. Die Frau trug eine kurze Hose mit weit geschnittenen Beinen. Als Oberteil diente ein ärmelloses Unterhemd mit einem halbrunden Ausschnitt, in den der junge Mann seine Hand geschoben hatte. Er spielte reit den Brüsten seiner Freundin.

Bill konnte es genau sehen. Das Mädchen schien es zu genießen.

Gates knirschte mit den Zähnen. Das Blut schoß ihm in den Kopf. Er hielt die Ifände so hart um den Lenkradring geklammert, als wollte er ihn zerbrechen. Jetzt drehte diese schamlose Person noch den Kopf, schaute Bill an, lachte und streckte ihm die Zunge heraus, während der Freund nicht aufhörte, sie zu betatschen.

Gates sah aus wie eine Statue. In ihm tobte der Haß. Am liebsten wäre er den beiden gefolgt, um sie mit seinem Wagen einfach zu überfahren.

Aber er riß sich zusammen. Er hatte seiner Mutter versprochen, nach Hause zu kommen. Außerdem hatte er sich das Aussehen der beiden gemerkt. Es war möglich, daß er am nächsten Abend wieder in diese Gegend fuhr, um nach ihnen zu forschen.

Oder am übernächsten, denn auf seinem Programm stand noch eine andere Person.

Die Zeugin, die Frau, die ihn beobachtet hatte. Er kannte ihren Namen nicht, aber er glaubte fest daran, daß sie in der Nähe lebte, und er würde sich umschauen.

Verkleiden wäre gut.
Ja, eine Maske.
Ein künstlicher Bart, dazu die Brille. Das war schon was. Da würde man ihn kaum erkennen.
Nach diesem Gedanken ging es ihm Wieder besser. Er startete und machte sich auf den Weg nach Hause und zu seiner Mutter…

***

Mutter und Sohn wohnten in einem Mietshaus in der ersten Etage. Sie waren dorthin gezogen, nachdem sich der Vater aus dem Staub gemacht hatte. Beide galten als ruhige Mieter, die ansonsten so gut wie keinen Kontakt zu den anderen Menschen im Haus pflegten. Olga Gates hätte ohnehin niemanden in die Wohnung gelassen, wenn ihr Sohn arbeiten war. Und später, wenn er dann zu Hause hockte und mit ihr fernsah, erst recht nicht. Da wollten sie ihre Ruhe haben.
Ja, sie waren beide sehr ruhige Mieter, und auch jetzt, als Bill den Wagen auf den Hof fuhr, wo er eine Garage angemietet hatte, bekam keiner mit, wie er das Garagentor öffnete und später wieder schloß, so sanft und lautlos ging er zu Werke.
Wie immer hatte seine Mutter hinter der Gardine gewartet. Sie wußte genau, wann sie die Haustür aufzudrücken hatte, damit ihr Sohn nicht unnötig wartete. Beide waren eben ein gut eingespieltes Team, und auch in dieser Nacht wartete sie auf ihn. Sie empfing ihn in der offenen Wohnungstür stehend. Olga Gates war eine hochgewachsene Frau mit einem Durchschnittsgesicht. Sie gehörte zu den Menschen, die nicht auffielen, nicht mal durch ihre Haare, denn die waren von einem dunklen Farbton in ein blasses Grau übergegangen, aber nicht so extrem grau, daß sie aufgefallen wären. An dieser Person war eben alles so, daß man sie übersah.
Das tat ihr Sohn nicht. Bereits auf der Türschwelle umarmte er seine Mutter, die ihrerseits ihren Billy fest an sich drückte, um ihn dann in den Wohnungsflur zu ziehen. Die Tür fiel ins Schloß. Sie sperrte die Tür ab.
»Ich bin so froh, daß du hier bist, mein Junge.«
»Ich auch, Mutter.«
»Geht es dir gut?«
»Ja.«
Olga Gates war skeptisch, denn Billy hatte die Antwort nicht spontan gegeben, aber sie wollte ihn erst noch einmal fragen, wenn Zeit vergangen war. »Ich habe getan, was du wolltest: Das Wasser ist bereits eingelaufen. Du wirst dich wohl fühlen und den Schmutz abwaschen können, mein Junge.«
»Das ist gut.«
»Möchtest du sonst noch etwas?«

Er hob die Schultern und überlegte. »Ich weiß nicht…«
Olga strich über ihre Schürze, die sie umgebunden hatte. Sie gehörte zu den sehr konservativen Frauen, die noch Schürzen trugen. Das hatte sich seit ihrer Jugend nicht geändert. »Du möchtest sicherlich etwas trinken, Billy.«
Gates lächelte. »Ja, Mutter, ich brauche ein großes, kühles Bier.«
»Da habe ich mir gedacht. Es stehen bereits einige Flaschen im Kühlschrank. Möchtest du es jetzt trinken, oder soll…«
»Etwas später, Mutter, wenn ich in der Wanne bin.«
»Gut, ich werde es dir bringen. Laß es dir gutgehen, mein Junge. Du hast es verdient in deinem Urlaub.«
Er lächelte und ging ins Bad. Dort brannte bereits das Licht. Bill Gates schaute auf die grüne Wanne, die gut gefüllt war. Auf der Oberfläche des Wassers lag eine dicke Schicht aus Schaum, dessen zerplatzender Blasen zu knistern schienen. Es gab noch eine Dusche, einen Spiegel, einen kleinen Schrank, und die Toilette. Da die Wände einen hellen Anstrich zeigten, wirkte der Raum größer, als er es eigentlich war.
Gates zog sich aus. Seine Bewegungen zeigten dabei an, daß er mit seinen Gedanken ganz woanders war. Er wirkte unkonzentriert, fast abwesend. In der Tat dachte er über die Vorfälle der letzten Stunden nach, und er bereute sie auch nicht, denn die Leute hatten es verdient. Sie waren schlecht, und von Menschen wie ihm wollten sie immer alles. Ihn aus seiner Wohnung holen, weg von der Mutter, die er als einzige Frau akzeptierte.
Aber da war noch eine andere.
Sie flößte ihm nicht direkt Furcht ein, aber sie war gefährlich, denn sie hatte ihn gesehen. Eine Zeugin, jemand, auf den er achtgeben mußte. Er würde sie jagen müssen, denn diese Frau hatte nicht unter Schock gestanden wie die anderen, die seinen Angriff überlebt hatten. Die hatte genau gewußt, was sie tat, und ihren Blick und auch ihre ungewöhnliche Aura würde er nicht vergessen.
Sie war gefährlich…
Sorgfältig legte er seine Kleidung auf einen Hocker, dann stieg er in die Wanne. Das Wasser war angenehm, nicht zu heiß und auch nicht zu kalt. Er schloß die Augen und entspannte sich.
Es tat ihm gut, sich umschmeicheln zu lassen. Auf seinen Lippen lag ein Lächeln, die Augen hielt er geschlossen. Er nahm den Duft des Badegels auf, das irgendwie nach Natur, Wald und Feld roch.
Als er das Klopfen an der Tür hörte, öffnete er die Augen und entließ sich selbst aus seinen Träumen.
»Du kannst hereinkommen, Mutter.«
Sie betrat den Raum. Die Flasche und das Glas standen auf einem kleinen Tablett. Es war ein tschechisches Bier, das er immer so gern

trank. Billy schaute zu, wie seine Mutter einschenkte. Sie tat es vorsichtig, aber auch nicht zu langsam, und die Schaumkrone konnte sich wunderbar aufbauen. Das Glas war so groß, daß es den Inhalt der ganzen Flasche faßte.

Bill Gates trocknete sich die Hände ab, dann nahm er das Glas, lächelte, trank, schloß die Augen und lehnte sich wieder zurück. Für einen Moment war er selig, denn er dachte wieder an seine Tat.

Er hatte es den beiden gezeigt. Diesen widerlichen Kerl und diese schmierige Nutte. Er hatte auf sie eingestochen und dabei zugeschaut, wie sie bluteten.

Sie waren schlimm, sie hatten es nicht anders verdient. Sie gehörte in den Keller des Lebens. Sie waren für Gates nichts anderes als Ungeziefer, das getötet werden mußte.

Er trank. Das Bier tat ihm gut. Es war so herrlich kalt wie die Klinge seines Messers. Es rann durch seine Kehle und schmeckte einfach wunderbar. Als er das Glas geleert hatte, da öffnete er die Augen und kam sich vor wie jemand, der von einer langen Reise zurückgekehrt war.

Die Mutter saß auf dem zweiten Hocker. Sie schaute ihn lächelnd an und nickte ihm zu. »Nun? Bist du zufrieden?«

»Ja, Mutter.«

»Das freut mich.«

Er gab ihr das Glas. »Weißt du, Mutter, ich wollte dir noch etwas sagen.«

»Bitte.«

»Ich muß morgen noch mal weg. Morgen früh, meine ich.«

»Wenn du willst.«

»Es ist wichtig.«

Olga Gates räusperte sich. »Wie lange wirst du denn wegbleiben müssen?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Schon gut, mein Junge.« Olga hob die Schultern. »Schließlich ist es dein Urlaub, und du kannst ihn ausfüllen, wie du willst.« Sie räusperte sich. »Wird es irgendwelchen Ärger geben? Oder hat man dich geärgert? Angemacht? Angegriffen…?«

»Nein, nein«, murmelte er und pitschte mit dem Finger in das Wasser. »So ist es nicht.«

»Wie denn?«

»Nun ja - anders eben.«

»Hast du in der Nacht Ärger gehabt?«

Billy runzelte die Stirn. »Ärger kann man das nicht nennen. Nein, ich denke nicht. Aber ich muß mich noch einmal um jemanden kümmern, Mutter. Es ist wichtig.«

Olga beugte sich nach vorn. »Wer ist es denn, Billy? Willst du deine

Mutter nicht ins Vertrauen ziehen?«

Billy grinste scharf. »Das würde ich gern, aber das kann ich irgendwie nicht. Es ist eben alles etwas kompliziert. Ich muß da jemanden suchen.«

»Wie heißt diese Frau?«

Er schaute seiner Mutter ins Gesicht. »Das weiß ich nicht.«

»Das ist nicht gut.«

»Stimmt.«

»Und wo lebt die Person?«

»Muß ich auch noch herausfinden.«

Sie räusperte sich. »Kann ich dir dabei helfen, Junge?« Bill lächelte und wirkte in sich gekehrt.

»Das glaube ich kaum, Mutter. Trotzdem vielen Dank. Aber damit muß ich allein fertig werden.«

Olga überlegte kurz. Dann erhob sie sich, kniete neben der Wanne nieder und legte beide Hände um die Wangen ihres Sohnes. »Sei nur vorsichtig, Billy, sei vorsichtig! Du weißt selbst, wie schlecht die Welt ist. Aber du weißt ja, was du zu tun hast, nicht wahr?«

»Das ist richtig.«

Sie schaute ihm noch einmal tief in die Augen und nickte schließlich. »Gut, mein Junge, sehr gut. Ich setze mein Vertrauen in dich, mein Junge.«

»Danke, Mutter.«

»Möchtest du noch ein Bier?«

Er überlegte und schüttelte den Kopf. »Im Moment nicht. Ich muß mich noch waschen.«

»Gut, ich gehe dann.«

Bill Gates wartete, bis seine Mutter die Tür erreicht hatte und sagte: »Gute Nacht.«

»Du willst dann ins Bett?«

Bill lächelte. »Ja, es ist spät. Ich gehe dann schlafen.«

»Ja, das denke ich mir.«

Sie ging, Bill blieb allein und verzog das Gesicht zu einer Grimasse. Er dachte an die Frau, an diese Zeugin, und er dachte dabei auch an sein Messer…

***

Zwar hatte ich, wenn man so will, einen neuen Auftrag erhalten, aber die Zeit drängte nicht. Und so ließ ich mir auch Zeit beim Aufstehen und mit der Morgentoilette, ebenso mit dem Frühstück. Dann schaute ich bei Suko vorbei, der schon wieder auf den Beinen war und unbedingt ins Büro gehen wollte, was Shao allerdings zu verhindern wußte, indem sie ihren Partner immer wieder von der Tür wegdrückte und mich dann fragte, ob es irgendwelche Probleme gab.

»Im Prinzip nicht.«
»Dann bleibst du im Büro?«
»Das nicht.«
»Also hast du…«
»Ich werde es dir sagen.« Mit wenigen Worten weihte ich Suko ein, der mich zwar verstanden hatte, aber nichts begriffen hatte. Mit einer Heilerin konnte er ebensowenig etwas anfangen wie ich, aber ich würde sie mir anschauen und mit ihr reden.
»Morgen bin ich wieder auf dem Damm«, sagte er und mußte plötzlich heftig niesen.
»Er hat noch Fieber in der letzten Nacht gehabt«, erklärte Shao, als ich das »Krankenzimmer« verließ.
»Dann pflege ihn mal gut.«
»Mach ich.«
Da ich mobil sein mußte, nahm ich den Rover. Ich hatte in meiner Wohnung kaum aus dem Fenster geschaut, weil mir dieses schwülheiße Wetter überhaupt nicht gefiel. Ich ahnte, daß ich in eine Hölle kommen würde, und so war es auch.
Schon zu dieser relativ frühen Stunde war es in der Stadt an der Themse kaum noch auszuhalten.
Überhaupt hatte sich das Wetter irrsinnig verlagert. Früher waren die Hochdruckgebiete bei den Azoren entstanden, heute aber klebten sie über den Britischen Inseln fest und schickten eine Hitze, die kaum zum Aushalten war. Nicht nur die Menschen litten, auch die Tiere, und das ging schon über mehrere Wochen so.
Der Verkehr wurde auch in der Hitze nicht weniger, und ich kam nur im Schneckentempo voran.
Ich dachte daran, daß viele Büros mit Klimaanlagen ausgerüstet waren. Bei mir nicht. Ich saß da und schwitzte. Ein wenig nur hielten die Rollos die Sonnenstrahlen ab.
Da ich es nicht eilig hatte, regte ich mich auch nicht auf und schaffte es schließlich, meinen Arbeitsplatz beinahe pünktlich zu erreichen. Sir James besuchte ich nicht. Glenda Perkins war schon da, ich begrüßte sie mit zwei Wangenküssen und staunte über ihren luftigen Sommerlook. Sie trug ein geblümtes Kleid, dessen weiter Rock an den Knien endete. Gehalten wurde es von zwei dünnen Trägern, und man sah es Glenda an, daß sie so manchen Tag in der Sonne verbracht hatte.
»Bleibst du heute hier?« fragte sie.
»Nein, ich muß zu einer gewissen Marcia Morana.«
Sie folgte mit ins Büro. »Warum das denn?«
Ich hob die Schultern. »Das weiß ich auch nicht so genau. Es geht um ungewöhnliche Heilungen.«
»Wunderheilungen?«

Ich ließ mich auf den Schreibtischstuhl fallen. »So ähnlich, Glenda, so ähnlich.«

Sie tippte gegen ihre Stirn. »John, laß dich darauf nicht ein. Das ist in der Regel der reinste Hokuspokus.«

»Weiß ich auch, aber es gibt auch andere, wie ich schon mal beim Tod des Heiligen erlebt habe. Jedenfalls werde ich mir die Dame mal anschauen.«

Glenda hatte noch Fragen. »Wie und womit heilt die denn?«

»Mit den Händen…«

Sie ließ mich nicht ausreden und winkte ab. »Ist das so eine Strahlentante, von der immer wieder in den Zeitungen zu lesen steht? Daß sich Strahlen aus den Händen lösen, in den Kopf dringen und dann…«

»Nein, Glenda, hier muß es anders sein. Wie ich hörte, heilt sie Verletzungen.«

»Ach. Wie das?«

»Sie schließt Wunden. Durch ihre eigenen Hände wohl oder wie auch immer. Dabei dauert es wohl nur Minuten oder Sekunden, und es bleibt nichts zurück.«

»Woher weißt du das?«

»So ein Knabe von der Gesundheitsbehörde oder Krankenkassen-Aufsicht hat es mir erklärt. Aber das werde ich lieber selbst überprüfen.«

»Hast du noch Zeit für einen Kaffee?«

Ich dachte an die Schwüle, wollte Glenda jedoch nicht enttäuschen. »Ja, den könnte ich vertragen.«

»Gut, ich koche ihn.«

Als sie den Raum verlassen hatte, kam ich dazu, mir die Meldungen anzuschauen, die in der Nacht eingegangen waren. Bei dieser Tätigkeit hatte ich schon so manchen wichtigen Tip erhal ten.

Viel war zum Glück nicht passiert.

Der Stapel der Faxblätter war ziemlich dünn, aber gleich oben lag eine Meldung, die mein Interesse weckte. Es ging um einen Liebespaarmörder, der seit einigen Wochen London und seine nähere Umgebung in Angst und Schrecken versetzte. Er tauchte immer in der Nacht an einsamen Stellen auf, wo die Autos mit den Paaren standen, und es hatte auch Tote gegeben.

Mit dem toten jungen Mann in der Nacht waren es drei. Das Mädchen oder die junge Frau hatte überlebt, und an ihrem Körper waren nicht mal Wunden zu sehen gewesen, obwohl der Killer wie ein Irrsinniger zugestochen haben mußte. Er hätte eigentlich auch die Frau treffen müssen, was jedoch wohl nicht der Fall gewesen war. Eine unbekannte Person hatte die Polizei alarmiert. Man wußte nur, daß es eine Frau gewesen war. Ihren Namen hatte sie nicht preisgeben

wollen.

Ich runzelte die Stirn. Zwar hatte ich offiziell nichts mit diesen Taten zu tun, aber mir stieß sauer auf, daß die Frau nicht verletzt gewesen war.

Ich runzelte die Stirn und las auch nach, wo die Tat passiert war. Da erwischte mich der Stromstoß.

Dieser Ort war mir aufgestoßen, denn er lag ganz in der Nähe der Straße, wo diese Marcia Morana wohnte und auch heilen sollte.

Heilen!

Hatte sie geheilt? Waren deshalb keine Wunden mehr am Körper der Frau zu sehen gewesen?

Glenda kam mit dem Kaffee und meldete, daß Sir James erst später kommen wollte, weil er noch zum Arzt mußte. Ich nahm es kommentarlos hin, was Glenda wiederum wunderte.

»He, du sagst ja nichts.«

»Was denn?«

Sie stellte die Tasse ab. »Meine Güte. Was unser Chef für Problemchen hat und so.«

»Was hat er denn?«

»Nichts, nur eine Routine-Untersuchung.«

»Gut.« Ich schlug auf das Faxblatt. »Ich glaube, hier eine Spur gefunden zu haben.«

»Wieso?«

»Hast du über den Liebespaar-Mörder gelesen?«

»Ja, schrecklich, nicht?«

Ich trank einige Schlucke von Glendas wie immer vorzüglichen Kaffee und runzelte die Stirn.

»Diese letzte Tat ist in der Nähe der Adresse geschehen, wo ich hin muß.«

»Zu dieser Frau?«

»Ja. Und es hat einen Toten in der Nacht gegeben. Der männliche Part starb, aber die Frau überlebte, ohne eine einzige Wunde davongetragen zu haben. Sie ist nur vom umherspritzenden Blut ihres Partners getroffen worden. Dieser Killer, Glenda, wütet wie ein Irrer. Es will mir nicht in den Kopf, daß er die Frau nicht erwischt hat, verstehst du? Sie hat keine offene Verletzung davongetragen.«

Glenda nickte und schaute ins Leere. »Das ist in der Tat seltsam«, gab sie zu.

»Da könnte jemand dran gedreht haben.«

»Du denkst an die Heilerin?«

»An wen sonst?«

»Kann sein.«

Ich räusperte mich und griff zum Telefon. Ich wollte den Kollegen anrufen, der den Fall untersucht hatte. Der Name stand ebenfalls auf

dem Fax. Die Verbindung war schnell hergestellt, und ich erfuhr, daß die Frau tatsächlich unverletzt, aber mit einem schweren Schock im Krankenhaus lag.

»Ist sie schon verhört worden?«

»Nein, das war unmöglich. Die Ärzte lassen uns nicht ran.«

»Hat sie denn irgendwas gesagt?«

»Sie hat geredet, aber nur wirres Zeug.«

»Was?«

»Sie sprach von einer Frau und von einem Schatten, der immer auf sie eingestochen hat.«

»Das war wohl der Killer.«

»Sicher.«

Ich bedankte mich für die Auskünfte, bevor der Kollege noch weitere Fragen stellen konnte, legte auf und schaute Glenda an. »Da braut sich doch einiges zusammen, wie ich meine. Meine Zweifel werden immer weniger. Ich bin auf Marcia gespannt.«

»Wäre ich auch.«

Ich stand auf und holte die leichte Sommerjacke vom Haken. »Dann bin ich weg«, sagte ich zu ihr.

»Okay.« Sie ging noch mit bis zur Tür des Vorzimmers. »Und gib auf dich acht, John.«

»Werde ich machen. Sollte ich verletzt werden, weiß ich ja, wo ich mich heilen lassen kann.«

Sie lächelte. »Ja, das denke ich auch.«

***

Der Bart umgab seinen Mund, und der Klebestreifen, der den Bart hielt, juckte. Hinzu kam die Brille, die ebenfalls ungewohnt war. Auch von Schirmmütze hatte der Killer nie viel gehalten.

Für Bill Gates aber war es besser, wenn er verkleidet durch die Gegend lief, denn die Frau würde ihn sicherlich erkennen. In einigen Zeitungen hatte er bereits über die Tat gelesen. Und er war darüber erstaunt gewesen, daß die Frau keine Verletzung davongetragen hatte. Ihr Körper war zwar blutverschmiert, aber ohne Wunden gewesen, und das wollte ihm nicht in den Kopf. Dabei hatte er bewußt gezielt, auch sie mit der Messerklinge erwischt, und sie hätte zumindest schwer verletzt sein müssen.

Das aber war sie nicht gewesen, und er fragte sich immer wieder nach dem Grund.

Eine Antwort konnte er sich nicht geben, doch er dachte daran, daß es eine Zeugin gab. Obwohl er keine Gewißheit hatte, daß sie damit in einem unmittelbaren Zusammenhang stand, hörte er einfach auf sein Gefühl. Und das sagte ihm, daß die Frau mehr wußte.

Seinen Wagen hatte er auf dem Platz abgestellt, wo auch in der

Nacht die schreckliche Tat begangen worden war, und von diesem Ort aus machte er sich auf dem Weg.

Die Untersuchungen der Mordkommission waren abgeschlossen. Als letzte Erinnerung waren die Kreidezeichnungen noch auf dem Boden zu sehen. Die Stelle, wo das Fahrzeug gestanden hatte, war genau aufgemalt worden.

Er tauchte in den Park ein, der sich im Gegensatz zur Nacht verändert hatte. Durch das Sonnenlicht war er hell geworden. Aber es gab auch schattige Stellen, wo kleine Bänke standen, zumindest besetzt von älteren Menschen oder Müttern, die ihren Kindern zuschauten, wie sie auf den Rasenflächen spielten.

Bill Gates verzog die Lippen, als er daran dachte, daß auch er früher auf dem Rasen gespielt hatte.

Dabei hatte ihm seine Mutter auch zugeschaut, aber das lag lange, sehr lange zurück. Leider, wie er sich zugestand.

Hier im Park lebte sie nicht. Die Frau mußte ganz in der Nähe in irgendeinem der Häuser wohnen.

Es waren schon ältere Bauten, aber gut in Schuß, und auch die Vorgärten wirkten gepflegt.

Er schlenderte über den Gehsteig, schaute sich die Häuser der Reihe nach an, wurde aber immer unzufriedener, als er keinen Hinweis auf diese Person entdeckte.

Die Temperatur stieg an. Gates geriet ins Schwitzen. Dann entdeckte er einen Kiosk, an dem er etwas zu trinken kaufen konnte. Eine Dose mit Wasser ließ er sich geben und blieb am Kiosk stehen. Der Verkäufer hatte nicht viel zu tun, er hielt sich in der Nähe seines Verkaufsfensters auf und konnte den Mann beobachten.

»War eine harte Sache, die da passiert ist«, sagte Bill Gates.

»Was meinen Sie?«

»Dieser Mord.«

»O ja.«

»Weiß man schon mehr?« Bill Gates trank die Dose leer und ließ sich eine neue geben. Als er den Verschluß eingedrückt hatte, hörte er die Antwort des Mannes.

»Nein, man weiß nicht mehr. Die Polizei schweigt. Aber die Zeitungen haben mit dem recht, was die Leute da geschrieben haben.«

»Was denn?«

»Das war der Liebespaar-Killer.«

»Denke ich auch.«

»Wenn man den endlich finden würde, wäre mir wohler. Ich hasse diese Typen.«

Bill Gates lächelte nur, schwenkte aber vom Thema ab und kam auf die junge Frau zu sprechen.

»Und sie ist nicht verletzt worden, wie ich las. Das kann ich mir nicht

vorstellen.«
»Ich auch nicht.«
»Stimmt es denn wirklich?«
»Die Bullen behaupten es zumindest.«
Eine Frau trat an den Kiosk heran, kaufte Zigaretten und zwei Zeitungen. Dann ging sie wieder.
Zum Schutz vor der Sonne trug sie einen Stoffhut.
»Aber Sie kennen sich hier aus«, sagte der Killer.
»Und ob.«
»Ich suche nämlich jemanden.«
»Ach - wen denn?«
»Eine Frau, deren Namen ich nicht weiß. Meine Mutter hat mich geschickt, weil ich ihr etwas ausrichten soll. Jetzt habe ich aber den Namen vergessen.«
»Da kann ich ihnen auch nicht helfen«, sagte der Verkäufer, bevor er Schweiß von seiner Stirn wischte.
»Vielleicht doch.«
»Ohne Namen?«
»Ich habe behalten, wie sie aussieht, denn meine Mutter hat sie mir beschrieben.«
»Dann schießen Sie mal los.«
Das tat Gates auch. Zum Glück hatte er sich das Aussehen der Frau eingeprägt. So gut wie möglich versorgte er den Verkäufer mit Informationen, und der Mann lächelte plötzlich, so daß Bill Gates sich gezwungen sah, eine Frage zu stellen. »Kennen Sie die Person etwa?«
»Ich bin mir ziemlich sicher.«
»Das ist ja toll - danke.«
»Keine Ursache. Sie wohnt nicht weit von hier. Links hoch müssen Sie gehen, dann sehen Sie ein Haus, das einen seitlichen Eingang hat. Dort müssen Sie hin.«
»Und weiter?«
»Sie sind da.«
»Wie heißt die Frau denn?«
»Marcia Morana.«
»Ha!« rief Bill und übertrieb es, als er die Hand hob und sich gegen die Stirn schlug. »Natürlich! Wie konnte ich den Namen nur vergessen! Ich soll ja meine Mutter…«
»Vielleicht anmelden?«
»Richtig. Woher wissen Sie das, Mister? Sie sind ja echt eine Schau.«
Der Verkäufer lächelte geschmeichelt. »Ist doch ganz einfach. Es kommen immer wieder Menschen zu ihr, um sich von ihren Problemen oder Wehwehchen befreien zu lassen. Schließlich ist Marcia eine Heilerin, oder was immer man darunter zu verstehen hat. Sie kann sich jedenfalls nicht über ausbleibende Patienten beklagen,

sage ich mal.«

»Ja, sie heilt. Ob aus ihren Fingerspitzen Strahlen dringen?«

Der Gefragte hob die Schulter und zupfte an seinem karierten Hemd, das auf der Haut klebte. »Kann - muß aber nicht sein. Ich bin nicht so genau informiert.«

Aber Gates war es. Er wußte jetzt alles, was er wissen mußte, und er hätte nicht gedacht, daß es so gut laufen würde. Er war voll und ganz mit seiner Arbeit zufrieden.

»Was habe ich zu zahlen?« fragte er.

Der Mann nannte die Summe und war erstaunt, noch ein Trinkgeld zu bekommen. »Das ist dafür, daß sie mir und meiner Mutter geholfen haben. Sie sieht diese Marcia als ihre einzige Hoffnung an. Wie ältere Leute eben so sind.«

»Ja, das kenne ich.« Der Verkäufer bedankte sich und steckte das Geld weg. Als er hochschaute, war der junge Mann bereits auf dem Weg zu Marcia.

Bill Gates steckte voller teuflischer Freude. Eine Ahnung sagte ihm, daß er es schaffen würde. Noch an diesem Vormittag würde jemand sein Messer zu spüren bekommen…

***

Auch ich war unterwegs, fuhr mit nach heruntergekurbelten Seitenscheiben und fluchte über die Hitze.

Irgendwann mußte sich das verdammte Wetter ja ändern. Diese Hitze machte die Menschen auch aggressiv, und nie wurde soviel gestorben wie bei einer derartigen Schwüle.

Mein Ziel lag in einer guten Wohngegend. Nicht zu teuer, aber gehobene Mittelklasse. Alte Häuser reihten sich aneinander. Zwischendurch führten schmale Einfahrten auf irgendwelche Höfe, und jedes Haus hatte einen Vorgarten.

Hier war London ursprünglich und noch nicht von Touristen überlaufen.

Kühlung brachte der Fahrtwind kaum. Eher eine dumpfe und auch leicht stinkende Luft, die mir ins Gesicht und um die Ohren wehte. Ich fuhr gelassen, denn angemeldet hatte ich mich nicht. Ich wollte die Frau überraschen.

Das Haus hatte ich rasch gefunden. Es wohnten mehrere Parteien darin. Ich rollte langsam vorbei und stellte fest, daß der Eingang an der Seite lag.

Einen Parkplatz fand ich auch. Nachdem ich die Scheiben wieder hochgekurbelt hatte, stieg ich aus und ging den Weg bis zu meinem Ziel zurück. Den Eingang entdeckte ich an der Seite.

Wegen der Sonne waren im Innern der Räume die meisten Rollos vorgezogen worden. Niemand bewegte sich hinter der Scheibe, die

Ruhe schien vollkommen zu sein.

Ich ging auf die Tür zu. Eigentlich hätte ein Schild an der Hauswand angebracht sein müssen, das auf die Heilerin hinwies, aber das war nicht der Fall.

Dafür las ich den Namen auf dem Klingelbrett, und zwar weit unten. Dahinter stand das Wort Tiefparterre.

Ich wollte schon schellen, als die Tür geöffnet wurde. Ein Kind verließ das Haus. Es führte seinen Hund an der Leine, ein Mischling mit buschigem Fell. Der Hund sah mich, sprang an mir hoch, bellte aber nicht, und das Mädchen zog ihn weg.

Ich drückte die Tür auf und betrat einen Flur, in dem es angenehm kühl war.

An der rechten Wand sah ich die Reihe der grau gestrichenen Briefkästen, bei denen die Post von außen eingeworfen werden konnte. Eine Treppe führte in die anderen Etagen hoch, und eine weitere führte in die Tiefe, zu Marcia Morana.

Ich ging auf die Treppe zu. In diesem Haus herrschte eine normale vormittagliche Stille, die mir nicht normal vorkam. Ich hatte den Eindruck, als wäre sie falsch und lauernd. Auf meinem Gesicht war der Schweiß zu einer kalten Schicht geworden, auf der Oberlippe lag er besonders dick.

Ich ging die Stufen hinab, erreichte einen kleinen Vorflur, der sich noch nach rechts erstreckte.

Dort stand ein Mann!

Ich sah ihn und zuckte unwillkürlich zusammen, was ihm nicht passierte, denn er hatte mich gehört und sich schon auf mich einstellen können. Er sagte nichts, schaute mich nur an, und die Sekunden dehnten sich.

Er war nicht genau zu erkennen, ich sah aber, daß er einen Bart trug und eine Mütze sein Haar verdeckte. Der halbmondförmige Schirm war leicht nach vorn gebogen. Trotzdem sah ich noch die Brille mit dem dunklen Gestell, deren Gläser heller schimmerten.

Er nickte mir zu, was mich veranlaßte, mich zu entspannen. »Warten Sie auch auf Marcia?«

»Ja, ich wollte zu ihr.«

»Sie scheint nicht da zu sein.«

»Woher wissen Sie das? Haben Sie geschellt?«

»Nein, noch nicht. Eine Nachbarin sagte es mir.«

Ich überlegte. Wenn die Frau nicht da war, weshalb, zum Henker, stand der Typ noch hier im Flur und hielt sich versteckt? Das wollte mir nicht in den Sinn, das war unlogisch. Eigentlich hätte er dann doch verschwinden müssen. Er stand aber da und hielt die Arme vor dem Körper gekreuzt, die Hände schabten übereinander, und er spielte dabei mit seinen Fingern.

Irgend etwas stimmte da nicht.
Da er nicht näher kam, hob ich die Schultern und drehte mich um. »Dann werde ich es mal versuchen.«
»Es hat keinen Sinn.«
Ich runzelte die Stirn. »Hören Sie, Mister, davon überzeuge ich mich schon selbst.«
»Gut, wie Sie wollen.« Er kam jetzt doch näher, und ich konnte ihn aus dem rechten Augenwinkel beobachten. Was mich an ihm störte, wußte ich nicht genau, möglicherweise war es der Geruch, der mir auffiel. Eine Mischung aus Schweiß und etwas anderem, mit dem ich nicht zurechtkam.
Jedenfalls war ich auf der Hut.
Leider nicht gut genug.
Er war noch einen Schritt von mir entfernt, als er sich völlig anders benahm. Er wurde zu einem regelrechten Raubtier, er schrie auch so auf, ich sah, wie seine rechte Hand hochzuckte und aus der Faust etwas Blitzendes hervorstach, das einen Moment später auf mich niederraste.
Verdammt, ein Messer!
Mehr konnte ich nicht denken, ich war auch geschockt und schaute zu, wie mich die Klinge an der rechten Brustseite erwischte.
Das darf doch nicht wahr sein! dachte ich, merkte, wie sich alles um mich herum drehte und ich in die Knie sackte, wobei der Killer lachte und über mir stand…

***

In den folgenden Augenblicken war die Zeit für mich praktisch ausgeschaltet worden. Ich lag am Boden und begriff noch immer nicht so recht, was geschehen war, aber der erste Schock war vorüber, und plötzlich erhielt der Schmerz freie Bahn.
Er wühlte sich durch meinen Oberkörper, als hätte mir jemand eine glühendes Schwert hineingestoßen. Ich wollte schreien, ich wollte vieles auf einmal machen, aber ich war starr geworden.
Jetzt hätte mich der Mützenträger töten können, denn ich lag wehrlos vor seinen Füßen.
Er bückte sich auch, aber er wollte mich anfassen und in die Düsternis hineinziehen. Seine Hände umklammerten meine Schultern. Dabei hörte ich wie er mich als Schwein beschimpfte und mir erklärte, daß er mich Zusammenstechen würde.
Ich bekam es mit, ich wollte mich wehren, aber es ging einfach nicht. Und dann rutschte ich ihm ab, weil ich einfach zu schwer geworden war. Ich fiel lange auf den Rücken, wartete auf die Bewußtlosigkeit oder den Tod, aber beides trat noch nicht ein. Dafür sah ich ihn mit einer selten erlebten Klarheit, und auch ich wurde sehr klar, und mein

Überlebenswille schoß wie eine Welle in mir hoch.

Mit den bloßen Händen konnte ich mich gegen ihn nicht verteidigen. Aber ich war bewaffnet. Der Gedanke war kaum da, und schon bewegte sich meine Hand auf die Waffe zu.

Es fiel mir schwer, verdammt schwer sogar, aber ich schaffte es, den Griff zu umklammern und die Waffe hervorzuziehen.

Das war der Moment, als sich der Killer abermals bückte, um gezielt zuzustechen.

Plötzlich entdeckte er die Pistole und kriegte auch mit, wie ich sie in seine Richtung drehte.

Vielleicht hätte er es noch geschafft, das Risiko aber wollte er nicht eingehen. Der Anblick hatte ihn irgendwie durcheinandergebracht. Er zischte mir noch einen Fluch entgegen, und plötzlich bewegte er sich auf die Treppe zu, rannte die Stufen hoch, riß die Haustür auf und war Sekunden später verschwunden.

Ich aber lag auf dem Boden. Ich hatte den Arm halb in die Höhe bekommen, aber ich war nicht mehr in der Lage, den Stecher zurückzuziehen…

***

Marcia Morana hatte die Nacht nicht vergessen und natürlich auch den Killer nicht.

Sie wußte, daß er keine Ruhe geben würde, bis er sie, die Zeugin, gefunden hatte. Und er würde es so rasch wie möglich durchziehen, dessen war sie sich sicher.

Tun konnte sie dagegen nichts. Sie mußte warten, bis er auftauchte und dann aus der Situation heraus handeln.

Einfach war es nicht. Die restlichen Stunden hatte sie kaum geschlafen. Sie hatte den Sonnenaufgang miterlebt, dann jedoch war sie in einen unruhigen Schlummer gefallen, aus dem sie erst wieder erwachte, als es kühl war.

Sie duschte sich ab. Daß die junge Frau gerettet war, stand fest, und sie freute sich auch darüber.

Aber der Ärger würde noch beginnen. Für diesen Tag lag kein Termin an. Die Kunden kamen auch sporadisch oder riefen vorher an, denn die Mundpropaganda hatte gut geklappt. Die Blutheilerin war bei Insidern bekannt.

An diesem Tag aber wartete sie auf den Killer.

Sie zog sich luftige Kleidung an. Ihr Slip war eng und dunkel. Er malte sich auch nicht unter dem schwarzen, langen Kleid ab, dessen Stoff aus einem hauchzarten Gewebe bestand, das bei jedem Schritt wehte und sich auch gegen den Oberkörper der Frau drückte und sich die Brüste darunter deutlich abzeichneten.

Das dunkle Haar hatte sie wieder zurückgekämmt und es im Nacken

mit der Spange festgesteckt.

So setzte sie sich in ihrem Arbeitszimmer an den Schreibtisch und wartete auf den Killer.

Daran gab es nichts zu rütteln. Der Killer würde ihrer Meinung nach erscheinen. Er war ja nicht dumm, und es würde ihm auch gelingen, ihre Anschrift herauszubekommen.

Sie trank Tee, eine Mischung, die sie sich selbst zusammenstellte. Dabei dachte sie an die Schale mit dem Blut, die im Safe stand. Es war das Erbe einer besonderen Person gewesen, eines Engels, wie er behauptet hatte, aber davon war Marcia trotz allem nicht überzeugt gewesen. Sie hatte es nicht hier in London erhalten, sondern damals, noch in ihrer Heimat, in Italien, in den Abruzzen, wo die Heiligen auf eine bestimmte Art und Weise verehrt wurden.

Engelsblut…

Ob es zutraf oder nicht, für Marcia Morana war es das Blut eines Engels, und sie dachte auch nicht darüber nach, ob das Wesen nun feinstofflich war oder nicht.

Sie konnte damit heilen. Sie konnte damit Gutes tun, und damit war ihr Sinn des Lebens erreicht.

Was sie unternehmen würde, wenn das Blut nicht mehr vorhanden war, wußte sie nicht. Jedenfalls war noch genügend da, sie würde einige Jahre damit auskommen.

Blut von einem Engel…

Noch immer kriegte sie einen Schauer, wenn sie darüber nachdachte. Das war so unwahrscheinlich, daß sie kaum darüber nachdenken wollte, um alles zu erfassen. Da gab es keine Logik, keine medizinische Erklärung. Hätte man sie danach gefragt, sie hätte nur die Schultern heben können.

Eine Antwort mußte sie schuldig bleiben.

Es war alles wunderbar gelaufen. Sie hatte heilen können, sie war bekannt geworden, aber nicht zu bekannt, und nur in der letzten Nacht war alles anders geworden.

Jetzt bin ich eine Zeugin! dachte Marcia, und der Killer wird kommen, um mit mir abzurechnen.

Die Frau wußte nicht, wie er vorgehen würde, aber er würde nicht locker lassen. Sie hatte es an seinem Gesicht abgelesen. Dieser Mensch war schrecklich. Er brachte das Grauen! Er tötete nicht, weil er damit sein Geld verdiente, er mußte einfach killen; sein Trieb war zu stark.

Es war das Böse, das von ihm Besitz ergriffen hatte, und Marcia schüttelte sich, als sie daran dachte.

Einige Male preßte sie die Hände zu Fäusten, dann erwischten sie Hitzewellen, und sie schaute jedesmal zum Fenster hin, wie weit die Sonne schon gewandert war.

Warten.

Sich bereithalten.
Aber wie? Welche Waffen standen ihr zur Verfügung? Sie war keine Mörderin, sie hatte noch niemals zuvor einer Kreatur etwas zuleide getan, und erst recht keinen Menschen vom Leben zum Tod befördert. Sie besaß nur das Blut, mit dem sie nicht nur andere, sondern auch sich selbst heilen konnte, was sie schon einige Male ausprobiert hatte, allerdings immer nur bei kleineren Wunden.
Wenn der Mörder auftauchte, würde er sie nicht schwerverletzt liegenlassen wie die junge Frau im Wagen. Nein, bei ihr würde er gründlich, sehr gründlich vorgehen und sie töten.
Er war ein Tier.
Ein Tier mit einem Messer. Als sie daran dachte, schauderte sie zusammen.
Marcia Morana wartete wieder. Sie hätte die Wohnung am liebsten verlassen, auch wenn es draußen so unnatürlich schwül war.
Dann aber wäre sie möglicherweise dem Killer in die Arme gelaufen, was sie auch nicht wollte.
Hier konnte sie sich verstecken und auch, wenn nötig, die Polizei alarmieren.
Die Zeit blieb nicht stehen. Sie rann langsam dahin. Immer wieder mal wurde Marcia von gewissen Hitzewellen erfaßt, die allerdings rasch wieder abklangen.
Er kam nicht.
Hatte er es nicht geschafft? War es für ihn zu schwierig gewesen, die Zeugin herauszufinden?
Leider konnte sie von ihrem Fenster aus nicht den seitlichen Eingang unter Kontrolle halten. Wenn sie durch das Glas blickte, dann schaute sie auf den kleinen Hinterhof und auf einige Garagentore, hinter denen die Fahrzeuge der Mieter versteckt lagen.
Warten…
Noch immer!
Sie stand auf. Es geschah aus einer plötzlichen Eingebung hervor, denn sie hatte den Eindruck gehabt, ein Geräusch gehört zu haben. Nicht in ihrer Wohnung, sondern draußen im Flur. Es konnte das Zuschlagen der Haustür gewesen sein.
Marcia verließ das Zimmer. Sie ging dorthin, wo sich ihre Wohnungstür befand, blieb direkt dahinter stehen und legte das Ohr gegen das Holz, um zu lauschen.
Es war nichts zu hören, noch nicht, aber wenig später vernahm sie doch die Tritte. Die näherten sich der Tür und verstummten.
Er war da!
Marcia sah den Killer nicht, aber sie wußte, daß er sie gefunden hatte und sie praktisch nur das Holz der Tür noch voneinander trennte. Wie würde er sich verhalten?

Wenn er in die Wohnung hineingehen wollte, mußte er schellen. Sie glaubte nicht daran, daß er die Tür aufbrach.

Das hätte einfach zu viel Krach verursacht.

Marcia hielt den Atem an. Sie hatte weiche Knie bekommen und streckte den linken Arm aus, um sich an der Wand abzustützen. Der Schweiß drängte stärker aus ihren Poren, und sie spürte auch ihr Herz überlaut schlagen. Da reagierte sie wie jeder normale Mensch und sicherlich nicht wie ein Engel.

Er war noch da. Sie sah ihn nicht, sie spürte ihn, und über ihre Haut rann ein Kribbeln.

Aber er tat nichts. Warum wartete er denn? Wollte er es sich anders überlegen?

Sie hatte diesen Gedanken kaum gefaßt, als sie den etwas zu schrillen Klang der Klingel hörte.

Obwohl sie darauf vorbereitet gewesen war, schreckte sie doch zusammen, und plötzlich schien sich das Blut in Eiswasser verwandelt zu haben, um allerdings wenige Sekunden später wieder normal durch die Adern zu rinnen.

Marcia bewegte sich nicht. Selbst ihre Hand behielt den Kontakt mit der Wand.

Das Echo der Klingel war verstummt. Es trat eine Pause ein. Sie war normal, nur kam sie Marcia so verflixt lang vor, und sie hörte dabei das harte Pochen ihres Herzschlags.

Er schellte noch einmal. Klar, er wollte so leicht nicht aufgeben. Wieder dieses harte und schrille Geräusch. Diesmal zuckten nur Marcias Augen. Sie öffnete sich für einen Moment sehr weit und blieben in dieser Stellung.

Nichts war zu hören.

Keine Stimme, die einen Fluch formulierte. Keine Worte der Enttäuschung, und Marcia merkte, wie sie sich allmählich wieder beruhigte. Sie hatte genau richtig gehandelt. Wenn der Killer merkte, daß niemand in der Wohnung war, würde er sich wieder zurückziehen.

Oder auch nicht?

Die Frau versuchte, sich in die Lage des Mörders hinein zu versetzen. Was hätte sie an seiner Stelle getan? Es war schwer für sie, diesen Gedanken zu verfolgen. Möglicherweise hätte sie sich nur zum Schein zurückgezogen. Sie wäre nicht nur in der Nähe des Hauses geblieben, sondern auch um das Gebäude herumgegangen, um dabei einen Blick durch das eine oder andere Fenster zu werfen. Hatte er das vor, mußte er in den Hof gehen.

Doch es kam anders.

Plötzlich war sie gezwungen, ihre Ohren zu spitzen, denn sie hörte Stimmen. Da waren plötzlich zwei Männer vor der Tür - nicht nur

einer. Sie sprachen miteinander, aber sie redeten so leise, daß Marcia kein Wort verstehen konnte.

Sie wollte es genauer wissen, schlich auf die Tür zu und legte wieder ihr Ohr dagegen, wobei sie darauf achtete, daß kein Geräusch entstand und sich auch nicht das Holz bewegte.

Sie sprachen noch immer.

Leise oder halblaut? Marcia wußte es nicht. Sie fragte sich, ob der Mörder mit einem Komplizen gekommen war. Alles lag im Bereich des Möglichen.

Dann hörte sie plötzlich ein Geräusch, mit dem sie nicht zurechtkam. Es war ein lautes Stöhnen, gefolgt von einem Fluch, den der Killer gesprochen hatte, und kurz danach vernahm sie sehr deutlich die Tritte, die sich hastig entfernten.

Er rannte weg!

Unmöglich!

Marcia bekam noch etwas weiteres mit. Das Geräusch war nicht sehr laut, aber jemand hatte an der anderen Seite gegen die Tür geschlagen und diesen Ton hinterlassen.

Ihre Augen zogen sich zusammen. Durch ihren Kopf huschten die Gedanken. Sie kam plötzlich nicht mehr zurecht, aber die innere Stimme sagte ihr, daß es besser war, wenn sie über ihren eigenen Schatten sprang und die Tür öffnete Es waren nur zwei kleine Schritte, dann hatte sie das Ziel erreicht. Die Tür war nicht abgeschlossen.

Man konnte sie von innen, aber nicht von außen öffnen.

Wie jemand in einer fremden Wohnung bewegte sich die Frau und legte ihre Hand behutsam auf die Klinke, die sie sehr langsam nach unten drückte. Die Tür ließ sich nach innen öffnen, und sie tat es vorsichtig.

Marcias Blick glitt in den Flur hinein, und sie war enttäuscht, als sie ihn leer fand.

Nicht zu sehen?

Dann schaute sie nach unten.

Marcia sah den Mann und das Blut!

***

Im ersten Augenblick war sie unfähig, überhaupt etwas zu denken. Mit diesem Bild hätte sie nie gerechnet. Es war einfach zu überraschend gekommen. Es gelang ihr auch, einen Blick in das Gesicht des vor der Tür liegenden Mannes zu werfen, und sie sah, daß es zu einem Fremden gehörte. Den Verletzten hatte sie noch nie in ihrem Leben gesehen, aber die Lache auf dem Boden vergrößerte sich. Das Blut rann nach wie vor aus der Wunde. Marcia Morana war gefordert.

Den Killer sah sie nicht mehr. Auch nicht, als sie die Tür ganz

geöffnet hatte und nach links schaute, wo der Hausflur sehr schattig war. Sie bückte sich und umfaßte den Verletzten, indem sie die Hände in seine Achselhöhlen drückte.

Etwas härter mußte sie zugreifen, um ihn so fassen zu können, wie es richtig war.

Sehr vorsichtig zog sie ihn zur Seite und schleifte ihn dann ebenso behutsam über die Schwelle und in ihre Wohnung, wo sie sich um ihn kümmern wollte.

Sie ließ ihn im Flur liegen, füllte Wasser in einen Eimer, eilte wieder in den Flur und wischte die Lache so gut Wie möglich weg. Daß noch ein hellroter Fleck zurückblieb, störte sie nicht.

Wichtig war jetzt der Verletzte.

Sie zog ihn behutsam in ihr Arbeitszimmer. Dort ließ sie ihn auf dem Boden liegen, eilte zum Schrank, öffnete ihn und holte die Schale mit dem Engelsblut hervor.

Sie fand neben dem Verletzten ihren Platz, und Marcia hob den Deckel mit beiden Händen ab.

Es ging alles glatt. Vorsichtig legte sie den Deckel zur Seite. Die Oberfläche des Inhalts schimmerte ihr wie eine dunkle Pfütze entgegen. Bevor sich die Heilerin an die eigentliche Arbeit machte, schob sie noch den Hemdenstoff aus der unmittelbaren Umgebung der Wunde zur Seite, damit die Einstichstelle freilag.

Die Verletzung war dem Mann mit einem Messer zugefügt worden. Mit demselben Messer mußte er auch das Liebespaar attackiert haben, aber daran wollte sie nicht denken, auch nicht an den Killer.

Es war wichtig, daß dieser Mann gerettet wurde.

Marcia tunkte ihre Fingerspitzen in die Flüssigkeit. Mit den anderen Hand drückte sie die Wundränder zusammen. Sie desinfizierte nichts, das war in ihrem Fall nicht nötig. Sie wollte auch nicht weiter über das Blut nachdenken, alles mußte jetzt seinen geregelten Gang gehen, und sie tat es so wie immer.

Das Blut war warm. Es war fremd, und nahe der Wunde vermischte es sich mit dem des Verletzten.

Die Heilerin war jetzt sehr ruhig und konzentriert. Die Furcht war aus ihren Augen verschwunden.

Sie gehörte jetzt zu den Menschen, die einzig und allein an ihre Aufgabe dachten, denn sie war geboren, um helfen zu können. Das hatte sich im Laufe der Zeit schon herauskristallisiert.

Helfen wollte sie.

Und sie half.

Das Blut wirkte wie immer. Sie schaute zu, wie sich die Wunde allmählich schloß. Immer wieder strich sie darüber hinweg. Mal von oben nach unten, dann von links nach rechts, und die beiden Ränder wuchsen zusammen, als wären sie an ihren Innenseiten mit Klebstoff

bestrichen worden. Es gab auch keinen Zwischenraum, und Marcia strich noch weiter, um auch die kleinsten Spuren zu verwischen.

Erst dann war sie zufrieden.

Sie tastete noch einmal nach.

Keine Narbe war zurückgeblieben, nicht der geringste Strich. Dann stand sie auf, ging ins Bad, kehrte mit Wasser und einem Desinfektionsmittel zurück, reinigte die Wunde zuerst mit dem Wasser, spülte die Umgebung ab und benutzte danach das Desinfektionsmittel.

Nichts, aber auch gar nichts war zu sehen.

Marcia lächelte. In ihren Augen leuchtete die Freude über diesen wundersamen Erfolg.

Sie bewegte den Kopf, um in das Gesicht des Mannes zu schauen. Sie wollte herausfinden, ob er sich entspannt hatte.

Zwei blaue Augen schauten sie in diesem Moment an!

***

Wie ein Wilder war Bill Gates die Treppe hochgeeilt. Er rechnete damit, daß der andere schießen und ihm die Kugel zwischen die Schulterblätter jagen würde.

Er tat es nicht.

Gates erreichte die Haustür, riß sie auf, stürmte ins Freie, wo er nach wenigen Schritten stehenblieb, keuchte und dabei das Gefühl hatte, sich jeden Augenblick übergeben zu müssen.

Der Horror lag hinter ihm, aber er lag auch noch vor ihm, das wußte er. Und er wußte, daß es nicht so einfach sein würde, an diese Person heranzukommen.

Ein Fremder, einer mit einer Waffe, aber er hatte sie nicht mehr abdrücken können. Er war zu schwach gewesen und hatte blutend am Boden gelegen.

Blutend ja, aber auch tot?

Bill Gates dachte nicht mehr darüber nach. Er wollte nur weg. Zwar nicht zu seiner Mutter, das würde er später tun, er wollte nur aus der unmittelbaren Nähe des Hauses verschwinden und sich einen Platz suchen, wo er nachdenken konnte.

Den fand er im nahen Park.

Es waren noch genügend Bänke frei, und er konnte sich eine aussuchen. Nicht weit von dem Brunnen entfernt, an dem er sich in der Nacht die Hände gewaschen hatte, fand er den Platz, der ihm zusagte.

Dort ließ er sich nieder, streckte die Beine aus und stellte fest, daß er zitterte. Immer noch, denn der Druck war leider nicht von ihm genommen worden.

Seit der vergangenen Nacht hatte sich einiges verändert. Da fühlte er

sich wie von einem Fluch umzingelt oder von zahlreichen, unsichtbaren Gegnern belauert.

Irgendwann würden sie aus ihren Höhlen hervorkommen und sich auf ihn stürzen. All die schrecklichen Typen, die ihn nicht verstanden, die nicht wußten, was er tun mußte und welche Aufgabe man ihm übertragen hatte.

Darauf wollte er sich vorbereiten. Er würde sich wehren und sich nicht kampflos abschlachten lassen.

Sein Mund bewegte sich, ohne daß irgendwelche Laute über die Lippen drangen. Er sprach nach innen, er redete mit sich selbst, aber er kam zu keinem Ergebnis.

Der fremde Mann spukte durch seinen Kopf. Er hatte ihn niedergestochen, und Gates konnte nur hoffen, daß er vor der Tür verreckte und verblutete. Das war die eine Seite, aber es gab noch eine zweite, und die sah nicht so gut aus.

Wenn er davon ausging, daß diese Marcia zu Hause war, dann mußte sie auch etwas gehört haben.

Zunächst sein zweimaliges Klingeln und sicherlich auch die Kampfgeräusche. Sie hatte bewußt nicht geöffnet, denn wenn sie schlau war, konnte sie sich ausrechnen, daß ihr der Killer auf der Spur war. Er zitterte weiterhin. Der Leim juckte, und in einem Anfall von Wut riß er sich den künstlichen Bart ab. Er schleuderte auch die Brille in ein Gebüsch, aber um seinen Mund herum klebte noch immer der widerliche Leim, als wollte er sich in die Haut hineinbrennen.

Mit beiden Händen bestrich er die Stellen. Sie juckten, sie brannten fast, er scheuerte daran, und er wußte auch, daß sich die Wangen röteten. Seine Mutter hätte ihn jetzt gewarnt und bestimmt von einer Entzündung gesprochen.

Die wolle er sich auf keinen Fall zuziehen, deshalb verließ er seinen Platz und ging wieder zum Brunnen, um sich zu reinigen.

Es war ein Paradies für Kinder, die ihn als Pool zweckentfremdet hatten. Sie standen im kniehohen Wasser unter den der Fontänen und fühlten sich wie unter einer Dauerdusche. Und niemand verjagte sie.

Um den Mann, der sich bückte und dabei das kalte Wasser in sein Gesicht schleuderte, kümmerte sie sich nicht. Er schaute auch nicht zu ihnen hin, denn Gates ärgerte sich darüber, daß er sich mit dem Wasser nicht den Klebstoff aus dem Gesicht reiben konnte. Es blieben kleine Knubbel kleben, die er abzupfen mußte.

Irgendwann hörte er auf, atmete tief durch und wischte sein Gesicht mit dem Taschentuch trocken, wobei einige der Klümpchen auch im Stoff hängenblieben.

Es störte ihn nicht.

Er mußte wieder weg.

Langsam drehte er sich um. In der Nähe des Brunnen standen einige

Bänke, auf denen Mütter saßen, die ihre Kinder beim Spielen beobachteten. Mütter, die sommerlich gekleidet waren und sich sonnten, wobei sich einige von ihnen schon widerlich und schamlos präsentierten.

Dem Killer stieg das Blut in den Kopf. Er haßte die Frauen plötzlich und hätte sich am liebsten auf sie gestürzt, um sie in einem wahren Blutrausch sterben zu lassen.

Doch er beherrschte sich.

Zwei andere Personen waren wichtiger. Ein Mann und eine Frau. Den Namen der Frau kannte er, doch den des Mannes nicht. Er grübelte darüber nach, wer dieser Kerl wohl sein konnte, aber er kam zu keinem Ergebnis. Gesehen hatte er ihn an diesem Tag zum erstenmal. Er dachte nur daran, daß er eine Waffe getragen hatte. Eine Pistole oder einen Revolver trug nicht jeder bei sich!

Wer denn?

Ein Polizist!

Ja, ein Bulle!

Als ihm dieser Gedanke kam, knirschte er mit den Zähnen. Er haßte die Bullen, denn sie waren es, die ihn stellen und einsperren wollten.

So weit würde es nicht kommen, nie kommen. Aber er mußte vorsichtig sein, denn er hatte erlebt, wie dicht ihm ein Polizist schon auf den Fersen gewesen war. Wahrscheinlich von dieser verfluchten Frau herbeigerufen, um sie zu beschützen.

Das aber würde ihm nicht mehr gelingen. Schließlich war er schwer verletzt und seinen Verletzungen möglicherweise erlegen, was für den Killer ideal gewesen wäre.

Welche Möglichkeiten gab es für die beiden, wenn der Bulle nicht tot war? Sie liegen auf der Hand.

Er konnte seine Kollegen anrufen, damit sie in das Haus eindrangen oder es beobachteten. Es war auch möglich, daß sie die Frau in Schutzhaft nahmen. Wenn das geschah, war sie für Bill Gates unerreichbar.

Was konnte er tun?

Im Prinzip zunächst nichts. Er würde sich allerdings in der Nähe des Hauses aufhalten und es unter Beobachtung halten. Mit diesem Gedanken freundete er sich so stark an, daß er ihn sofort in die Tat umsetzte und den Park verließ…

***

Ich hielt die Augen offen, und der erste Nebel war verschwunden, so daß sich mein Blick wieder geklärt hatte.

Ich schaute in ein Gesicht. In das fremde Gesicht einer Frau mit schwarzen Haaren und gegen einen Mund, der zu einem Lächeln verzogen war. Damit kam ich nicht zurecht, schloß die Augen wieder,

weil ich an eine Einbildung dachte, öffnete sie und sah das Gesicht erneut. Diesmal lächelte der Mund nicht nur, er bewegte sich auch, denn die mir fremde Frau stellte eine Frage. »Geht es Ihnen gut…?«

Ich hätte eine Antwort geben müssen, das war ich ihr gewissermaßen schuldig, aber ich sagte nichts.

Ich lag auf dem Rücken, verengte die Augen, ohne sie allerdings völlig zu schließen. Ich dachte darüber nach, wie ich in diesen fremden Raum und zu dieser fremden Frau gekommen war.

Da war der Killer gewesen.

Ein Mann mit Mütze, Bart und Brille. Er hatte mir erklärt, daß die Frau nicht zu Hause war.

Marcia Morana!

Urplötzlich war mir der Name wieder eingefallen. Ja, so hatte sie geheißen, und ich hatte sie besuchen wollen. Ich war auch bis vor ihre Tür gekommen, da war dann dieser Kerl erschienen, mit dem ich mich kurz unterhalten hatte.

Das Messer!

Der Stich!

Auch der Treffer!

Mein Gott, er hatte mich erwischt! Als ich daran dachte, spürte ich die Phantomschmerzen in meinem Körper. Plötzlich hatte ich das Gefühl, von einer Glutwelle durchflutet zu werden. Die Klinge schälte sich wieder aus meiner Erinnerung hervor. Sie war ziemlich breit, auch lang, und sie hatte sich tief in meinen Körper gebohrt, und zwar an der rechten Seite. Dort mußte sich die Wunde befinden, von dort mußte der Schmerz durch meinen Körper strömen.

Aber ich spürte nichts. Gar nichts. Auch wenn ich mich genau darauf konzentrierte, war nichts vorhanden.

Ich hielt den Blick so gesenkt, daß ich an meinem Körper entlang nach unten schauen konnte. Dann hob ich den rechten Arm an, der bisher schlaff neben Körper und Bein gelegen hatte. Ich kriegte ihn hoch, und es gab keine Körperpartie, die geschmerzt hätte.

Da kam ich nicht mehr mit…

Dann legte ich die Hand dorthin, wo eigentlich die Wunde hätte sein müssen.

Aber sie war nicht da.

Ich spürte nichts, nur die eigene Haut. Keine Narbe, kein Blut, überhaupt nichts.

Wie war das möglich?

»Überrascht?«

Die sanfte Stimme der Frau riß mich aus meinen Gedanken und brachte mich zugleich auf den richtigen Weg, denn plötzlich fiel mir ein, weshalb ich Marcia Morana hatte besuchen wollen. Es ging eben um wundersame Heilungen, und eine solche Heilung mußte mir

widerfahren sein. Da gab es keine andere Möglichkeit.
»Überrascht?« murmelte ich und öffnete die Augen dabei ganz, um die Frau anzuschauen, »Ja, Madame Morana, ich bin überrascht. Aber ich hätte es eigentlich nicht zu sein brauchen.«
»Warum nicht?«
Ich ließ mir Zeit mit der Antwort. »Ich bin nicht zu Ihnen gekommen, um eine Verletzung auszukurieren, obwohl ich mich jetzt bei Ihnen bedanken muß, denn Sie haben mir wahrscheinlich das Leben gerettet. Ohne Ihre Hilfe wäre ich möglicherweise verblutet, nicht wahr?«
Sie hob die Schultern. »Kann sein - wenn man Sie nicht rechtzeitig genug gefunden hätte.«
»Eben.«
Sie lächelte mich wieder an, und ich spürte ihr Vertrauen. Ich hatte wirklich Glück gehabt. Diese Frau war meine Lebensretterin gewesen. Ohne sie hätte man mich für immer abschreiben können.
Meine Antwort wartete sie nicht ab, sondern verschwand, um das Getränk zu holen. Da ich jetzt allein zurück blieb, konnte ich auch nachdenken. Da ich es noch immer nicht fassen oder glauben konnte, tastete ich nach der Wunde oder nach der Stelle, an der sie eigentlich hätte sein müssen. Es gab sie nicht mehr, und ich konnte auch keinen Hinweis darauf ertasten, daß sie einmal dort gewesen war. Die Messerwunde war wunderbar verheilt, nicht mal eine Narbe war zurückgeblieben.
Ich atmete tief durch.
Kein Stich, keine Schmerzen, die meinen Körper durchzuckten. Es war alles wunderbar. Ich fühlte mich fit. Die Anstrengungen der letzten Zeit waren überwunden.
Ich verdrehte die Augen und sah dicht neben mir eine offene Schale stehen. Sie mußte etwas zu bedeuten haben, und da ich neugierig war, hob ich den Kopf ein wenig an, um einen Blick in die Schale werfen zu können. Sie war bis über die Hälfte mit einer ungewöhnlichen Flüssigkeit gefüllt, die mich an Öl erinnerte, denn sie verbreitete auf der Oberfläche denselben Glanz.
Hatte Marcia Morana etwa meine Wunde mit einem bestimmten Öl gereinigt?
Möglich war es. Wenn es allerdings zutraf, dann mußte dieses Öl über besondere Eigenschaften und Kräfte verfügen, wobei mir sofort das Wort magisch in den Sinn kam. Darüber allerdings wollte ich noch genauer mit meiner Retterin sprechen, und ich ging davon aus, daß sie mir eine Antwort geben würde.
Die Tür des Raumes hatte sie nicht geschlossen. Ich hörte das typische Geräusch, das entsteht, wenn Wasser aus einer Flasche in ein Glas fließt.

Liegenbleiben wollte ich auch nicht und setzte mich mit einem Ruck wieder hin, wobei ich lachen mußte, denn ich dachte daran, wie schlecht es mir ergangen war, als ich noch vor der Tür gelegen hatte. Das war Wahnsinn gewesen!

Hier aber konnte ich normal aufstehen, ohne auch nur die Spur eines Schwindels oder einer gewissen Schlaffheit zu spüren. Ich war wieder voll einsatzfähig und fit.

Zum erstenmal war es mir vergönnt, mich aus einer normalen Perspektive umzuschauen.

Der Raum war ungewöhnlich eingerichtet. Zur einen Hälfte ein Büro, zur anderen eine Praxis, denn die Couch an einer Wand war nicht normal, sondern glich eher einer Liege, wie ich sie von Arztpraxen her kannte.

Dort behandelte sie wahrscheinlich ihre Patienten oder Kunden, wie immer man die Leute auch nennen sollte, die zu ihr kamen.

»Nun, was denken Sie, Mr. Sinclair?«

Ich schaute zur Tür. Sie stand dort und hielt zwei mit Wasser gefüllte Gläser in den Händen.

»Das weiß ich nicht genau, Mrs. Morana, aber ich wundere mich nicht, daß Sie meinen Namen kennen.«

»Pardon, aber ich war so frei, nach Ihrem Ausweis zu schauen.«

»Dann sind Sie ja informiert.«

»Sicher, das bin ich«, murmelte sie und kam auf mich zu. »Sehr gut sogar, und ich weiß auch, daß Sie meinetwegen hier erschienen sind. Es wunderte mich, daß Sie mich so schnell gefunden haben. Die Polizei ist doch besser, als ich dachte, wo ich mich am Telefon doch nur anonym gemeldet habe.« Sie reichte mir ein Glas, in dem es sprudelte.

»Anonym?« fragte ich.

»Ja, bei Ihren Kollegen.«

Ich mußte erst mal trinken. Dann brannte plötzlich ein Kronleuchter in meinem Kopf. Ich dachte an das Telefax, und es war klar, wer sich da bei der Polizei gemeldet hatte.

»Dann sind *Sie* es gewesen, die den Toten gefunden hat! Oder liege ich falsch?«

»Nein.«

»Und die junge Frau?«

»Habe ich behandelt.«

»Alles klar«, sagte ich und leerte das Glas. »Jetzt ist mir alles klar.«

»Aber mir nicht«, erklärte Marcia. »Was ist denn los? Sind Sie nicht wegen dieses Vorfalls erschienen?«

»Nein, das war nicht der Grund.«

»Dann verstehe ich gar nichts mehr.«

Ich lächelte und nickte vor mich hin.

»Wenn ich ehrlich bin, dann ergeht es mir ebenso.«
»Moment mal«, sagte Marcia, »zuerst sind Sie an der Reihe, Mr. Sinclair.«
»Sagen Sie John. Darf ich mich setzen?«
Sie mußte lachen. »Natürlich dürfen Sie das. Sie dürfen alles, schließlich haben Sie mir meine Sicherheit zurückgegeben.«
»Das beruht doch wohl auf Gegenseitigkeit.« Ich hatte das leere Glas abgestellt und schlenderte auf die Liege zu, wo ich auch meinen Platz fand. »Ich weiß nicht so recht, wie ich beginnen soll, aber angefangen hat es mit dem Besuch eines furztrockenen Beamten bei unserer Dienststelle, also bei Scotland Yard. Das war so ein Gesundheitsdetektiv, ein Revisor, dem ich aber jetzt Abbitte leisten muß, denn in diesem Fall hat er mich auf eine Spur gebracht. Man war besorgt wegen gewisser Heilungen, die ja auch eingetreten sind, wie Sie an mir selbst demonstriert haben, Marcia.«
Die Frau saß auf der Kante ihres Schreibtisches und hörte mir gespannt zu. Ich ließ keine Details aus, denn ich vertraute ihr voll, schließlich verdankte ich ihr viel. Und so erfuhr sie, wie ich ihr überhaupt auf die Spur gekommen war und weshalb ich ihr gegenübersaß.
Als ich gesagt hatte: »So ist es gewesen«, nickte sie nur und senkte danach den Kopf. »Es ist seltsam«, murmelte sie, »welche Fäden das Schicksal doch knüpfen kann. Das ist einfach unglaublich, aber ich sehe keinen Grund, Ihnen nicht zu glauben.«
»Das stimmt auch.«
»Dann haben Sie auch den Killer gesehen.«
»Ja.«
Sie stellte mir eine Frage, die mich leicht überraschte. »Können Sie ihn mir noch einmal beschreiben, John? Und zwar so genau wie möglich? Das wäre wichtig für mich.«
Ich erkannte zwar den Sinn nicht so recht, aber sie wußte schon, was sie tat. Ich beschrieb den Mann, erwähnte seinen Bart, die Brille und die Kappe.
Noch während meiner Worte hatte sie den Kopf geschüttelt und auch den Blick gesenkt. »Nein, John, nein, das kann ich nicht akzeptieren. Tut mir leid.«
»Wieso…?«
»Er ist es nicht gewesen!«
»Bitte.«
Sie hatte den Kopf angehoben. Ich schaute ihr ins Gesicht, und Marcia wiederholte ihren Satz. »Er ist es nicht gewesen, John. Ich habe einen anderen gesehen.«
»Dann gibt es zwei?«
»Das weiß ich nicht«, antwortete die Heilerin. »Ich kann es auch

nicht glauben. Aber ich möchte nicht zurückstehen und werde Ihnen jetzt meine Geschichte erzählen.«

»Darum bitte ich.«

Sie sprach nicht von ihrer Vergangenheit und auch nicht von ihren ungewöhnlichen Kräften, sondern berichtete, was ihr in der letzten Nacht widerfahren war und wie sie das Mädchen gerettet hatte. Bei dem jungen Mann war es ihr nicht gelungen, da hatte sie leider passen müssen.

Indirekt konnte ich es bestätigen, denn die Experten hatten ja vor einem Rätsel gestanden. Für mich war das Rätsel gelöst worden, und ich atmete tief durch.

»Begreifen Sie nun, was ich meine, John?«

»Natürlich, alles klar. Aber es ist eine Tatsache, daß wir von zwei verschiedenen Personen angegriffen wurden.«

»Tatsächlich, John?«

Ich sah Marcias Lächeln und lächelte ebenfalls. »Wahrscheinlich denken Sie ebenso wie ich.«

»Wie denn?«

»Nun ja.« Marcia zählte es an ihren Fingern ab. »Es gibt falsche Bärte, es gibt Brillen mit Fensterglas - es gibt auch Mützen, deren Schirme das Gesicht teilweise verdecken. Es könnte doch sein, daß sich der Typ verkleidet hat.«

»In der Tat.«

»Sie denken auch so?«

»Darauf können Sie sich verlassen.«

Marcia Morana atmete auf. »Dann liegen wir ja auf einer Linie und können uns etwas einfallen lassen.«

»Da ist allerdings noch ein Problem«, gab ich zu.

»Welches?«

Kopfschüttelnd gab ich die Erklärung. »Ich sehe mich noch immer vor der Tür liegen. Ich habe das Messer gespürt, wie es in meine Wunde glitt. Ich habe auch den Schmerz gespürt, der meinen Körper zerfressen wollte. Ich weiß nicht, ob ich überlebt hätte, denn da gibt es so viele Unwägbarkeiten, aber ich weiß eines mit Bestimmtheit. Ich bin gesund. Es gibt keine Wunde mehr, auch keine Narbe. Soll ich von einem Wunder sprechen? Es ist so etwas wie ein Wunder, aber glauben kann ich daran nicht. Es sei denn, Sie, Marcia, erklären mir dieses Wunder.«

Sie hob die Schultern. »Irgendwo ist es schon ein Wunder.«

Ich deutete auf ihre Hände. »Damit haben Sie mich geheilt, nehme ich an.«

»Nein und ja«, murmelte sie. »Eigentlich mehr indirekt, was nicht einfach zu erklären ist.«

»Das glaube ich.«

»Es ist das Blut!«

Auf diese Antwort hatte ich gewartet. Jetzt kamen wir der Sache endlich näher. Ich schaute sie an, und Marcia saß auf ihrem Platz wie eine Figur. Sie betrachtete das Gefäß, bewegte sich dann, hob es hoch und stellte es auf ihren Schreibtisch. Den Deckel legte sie daneben. Sie tunkte einen Finger in die rote Flüssigkeit, drehte sich um und hielt mir den Finger hin. »Das Blut«, wiederholte sie.

Ich hatte mir schon so etwas in dieser Richtung gedacht und fragte: »Heilendes Blut?«

»Ja.«

»Und was sonst?«

»Nichts mehr, John«, flüsterte sie. »Es ist das heilende Blut. Aber, das gebe ich zu, es ist ein besonderes Blut. Nicht das eines Menschen, sondern das eines Engels. Wir haben es hier mit reinem Engelsblut zu tun. Das ist eine Tatsache.«

Ich schwieg zunächst einmal, weil mich dieses Geständnis doch überrascht hatte. Dieser Francis Dobson hatte ja einige Andeutungen gemacht, nun aber hörte ich es aus dem Munde einer direkt Betroffenen, und ich wollte nicht glauben, daß Marcia log.

Das war die eine Seite.

Nun kam die zweite. In meinem Beruf hatte ich es schon mit den verschiedensten Fällen zu tun gehabt. Mir waren nicht nur Dämonen begegnet, sondern auch Engel. Zwar war ich keiner, der sich wissenschaftlich mit Engeln beschäftigte, doch ich wußte, daß Engel im Prinzip feinstoffliche Wesen waren, abgesehen von Raniel, Belial und einigen anderen. Man konnte sie auch nicht als direkte Engel bezeichnen, nicht als solche, wie ich sie kannte, als sie sich mir zu viert zeigten, eben die Engel, deren Anfangsbuchstaben in mein Kreuz eingraviert worden waren. Die vier Erzengel, die bestimmt sicherlich kein Blut hatten und nur feinstofflich waren.

»Sie zweifeln, John?«

»Ist das unnatürlich?«

»Nein«, sagte sie, »sicherlich nicht. Sie haben schon recht. Es ist wirklich außergewöhnlich, aber glauben Sie mir. Dieses Blut stammt von einem Engel.«

»Den Sie kennen?«

Sie hob die Schultern. »Kennen ist zuviel gesagt. Der Engel stand auf meiner Seite.«

»Und er gab Ihnen sein Blut?«

»Nicht direkt.«

»Können Sie das nicht genauer erklären?«

Marcia lächelte. »Ich kann es schon, aber ich möchte es nicht. Noch nicht. Es soll ein Geheimnis bleiben, das habe ich versprochen, John. Nehmen Sie das hin?«

»Ich muß es, aber meine Neugierde bleibt bestehen.«

»Die meisten Menschen glauben nicht an Engel oder kennen sich damit nicht aus. Ich bin zwar keine Forscherin, aber die heilenden Kräfte des Blutes haben mich überzeugt. Ich bin gekommen, um Gutes zu tun, aber man kann es nicht jedem recht machen.«

»Das ist leider so«, gab ich zu. »Legen wir das Engelsblut mal beiseite, denn ich habe eine andere Frage: Was halten Sie denn von mir, Marcia? Wie komme ich Ihnen vor?«

Sie lächelte und schaute mich an. Ihr Gesicht hatte den Ernst verloren, und ich mußte zugestehen, daß sie hübsch war und mir gefiel, auch wenn das zurückgekämmte Haar dem Gesicht einen strengen Schnitt gab. »Sie haben eine Frage gestellt und sollen auch eine Antwort bekommen, John. Ich will Ihnen ehrlich sagen, daß ich von Ihnen einfach zuwenig weiß. Aber ich habe mir ein erstes Bild machen können, und das ist nicht negativ.«

»Danke.«

»Sie brauchen sich wirklich nicht zu bedanken. Ich sehe Sie als einen Menschen an, der genau weiß, was er will. Sie sind hergekommen, um einen Mörder zu stellen…«

»Ich bin Polizist.«

»Da haben Sie recht, aber Sie haben mich nicht ausgelacht.«

»Wie könnte ich, wo Sie mich gerettet haben?«

»Daran habe ich nicht mehr gedacht. Aber Sie sind nicht irgendein einfacher Polizist, sage ich mal und meine es nicht abwertend.«

»Was bin ich dann?«

»Sie haben etwas an sich«, gab Marcia nach einer Weile des Nachdenkens zu, »mit dem ich nicht zurechtkomme. Ich denke darüber nach. Ich werde es auch vielleicht herausfinden, doch ich meine, daß es ziemlich einmalig ist, jedenfalls nicht negativ. Ich weiß nicht wie ich Ihnen gegenübertreten soll. Muß ich achtgeben? Kann ich sagen, was ich will? Sorry - aber so ist es.«

»Ich habe etwas an mir«, wiederholte ich lächelnd. »Was könnte das denn sein?«

»Keine Ahnung.«

»Wir werden sehen«, sagte ich und führte die Hände zu der Halskette meines Kreuzes. Langsam zog ich es hervor. Die Spannung wuchs in diesen Sekunden.

Dann hatte ich es frei, streifte die Kette über den Kopf und ließ das Kreuz auf meiner flachen Hand liegen, damit die Frau es sich anschauen konnte.

»Ist es das?« fragte ich.

Marcia hockte noch immer auf der Schreibtischkante. Sie hob die Arme an und legte beide Handflächen gegen ihr Gesicht. »Mein Gott«, flüsterte sie, »ist das schön.«

»Ja, kein Widerspruch.«

Sie lächelte. »Nein, das war nicht der richtige Name. Schön ist Blödsinn. Es ist zwar schön, aber so recht paßt der Ausdruck nicht. Das ist«, sie hob die Schultern, weil sie nach dem richtigen Begriff suchte, »einmalig, John! Ist es einmalig?«

»Auch das.«

»Und es gehört Ihnen?« Ich nickte.

»Dann sind Sie auch einmalig.«

Ich wußte, wie sie die Worte gemeint hatte, doch auf das hohe Podest wollte ich mich nicht stellen.

»Einmalig«, sagte ich. »Jeder Mensch ist einmalig, ein Unikat. Eine Schöpfung Gottes. Wenn man es so betrachtet, bin ich einmalig, und Sie sind es ebenfalls, Marcia.«

»Ja, das denke ich schon.« Sie konnte ihren Blick nicht von meinem Kreuz losreißen, das auch weiterhin auf meiner nach vorn gestreckten Hand lag. »Darf ich es mal anfassen?« fragte sie flüsternd.

»Gern, wenn Sie wollen.« Ich erhob mich, damit sie nicht zu mir kommen mußte. Noch wagte sie nicht, das Kreuz in ihre Hand zu nehmen, denn sie stemmte sich mit beiden Fäusten an der Schreibtischplatte ab. Sie schaute sich das Kreuz aus der Nähe an, wunderte sich über die zahlreichen Eingravierungen und erkundigte sich, was sie im einzelnen zu bedeuten hatten.

Die Erklärung gab ich ihr. Marcia akzeptierte sie auch, dann aber kam sie auf die Enden zu sprechen. »Vier Buchstaben, die eine große Bedeutung haben, das spüre ich, John. Oder liege ich falsch?«

»Nein, richtig.«

»Wollen Sie mich aufklären?« Ihre Stimme zitterte leicht, so erwartungsvoll war sie.

»Gern.« Sie bekam vor mir zu hören, daß es die Anfangsbuchstaben der vier Erzengel-Namen waren. »Michael, Gabriel, Rafael und Uriel. Sie sehen also, daß wir es hier auch mit Engeln zu tun haben, sogar mit den höchsten, die es gibt.«

Sie strich mit der linken Hand durch ihr Gesicht und auch über das Haar hinweg. »Wahnsinn«, flüsterte sie. »Das ist einfach Wahnsinn! Ich habe so etwas noch nie erlebt. Ich will ehrlich sein, ich hätte nicht geglaubt, daß es so etwas gibt.«

»Wie Sie sehen, schon.«

»Darf ich es anfassen?«

»Dafür habe ich es hervorgeholt.«

Marcia Morana nahm es vorsichtig in ihre rechte Hand. Ihre Augen leuchteten dabei. Meiner Ansicht nach steckte sie voll innerer Freude, und als sie es festhielt, hörte ich sie leise stöhnen. Es lag ebenfalls auf ihrer Handfläche, und mit dem linken Zeigefinger strich sie die Konturen nach.

»Was hat es zu bedeuten?« fragte sie dabei. »Ich weiß, daß mehr dahintersteckt als nur dieses schlichte Kreuz, das weiß ich genau. Die äußere Form ist nur ein Sinnbild, das wahre Ich dieses Kreuzes ist uns Menschen verborgen, zumindest mir.«

»Das kann stimmen.«

»Aber Ihnen nicht?«

»Richtig. Ich habe es als Talisman bekommen, und es ist ein Indikator und Zerstörer des Bösen.«

»Indikator? Was zeigt es an?«

»Das Böse.«

Sie begriff rasch. »Würde ich zu diesem Bösen gehören, hätte es das Kreuz bereits gespürt.«

»Und auch gehandelt.«

»Wie?«

»Durch…« Ich legte eine kleine Pause ein. »Möglicherweise durch den Tod, die Vernichtung.«

Marcia schluckte. »Dann war das, was Sie hier mit mir getan haben, so etwas wie ein Test?«

»Kann man sagen.«

»Ja, John, den ich bestanden habe.« Sie lächelte. »Jetzt weiß ich, daß auch Sie etwas Besonderes sind, weil Sie dieses Kreuz tragen. Nicht nur ich bin durch den Besitz des Engelsblutes in gewisser Weise auserwählt, Sie sind es auch. Es ist eine glückliche Fügung des Schicksals, daß wir uns getroffen haben.«

»Das glaube ich auch.«

»Was werden Sie jetzt tun?«

»Darf ich telefonieren?«

»Sicher.« Sie war plötzlich unruhig geworden. »Wollen Sie unser Geheimnis lüften?«

»Nein, nicht, wie Sie denken, Marcia. Ich muß meinen Chef informieren. Er wartet auf einen Anruf. Erfolgt dieser nicht, würden hier plötzlich Kollegen auftauchen und alles auf den Kopf stellen wollen. Und das möchte ich nicht.«

»Kann ich verstehen.«

Die Probleme waren noch nicht gelöst. Nach wie vor gab es den Liebespaar-Killer. Der aber war im Moment etwas in den Schatten gerückt, denn wichtige Dinge hatten Vorrang, unter anderem auch das Kreuz und natürlich das Blut.

Sir James war froh, meine Stimme zu hören. Von der Verletzung erzählte ich ihm nichts. Ich erklärte nur, daß alles in Ordnung war und ich noch bei Marcia Morana bleiben würde.

»Wie lange?«

»Das kann ich nicht sagen, Sir?«

»Wie kommen Sie denn mit ihr zurecht?«

»Sehr gut, Sir.«
»Dann kann ich diesem Francis Dobson erklären, daß alles in Ordnung ist?«
»Das können Sie auf jeden Fall.«
»Dann warten Sie noch auf den Killer?«
Ich lachte. »Wie kommen Sie darauf?«
»Weil ich gemerkt habe, daß Sie mir nicht alles erzählt haben, John. Aber Sie müssen wissen, was Sie tun. Und geben Sie bitte auf sich acht - okay?«
»Ich werde mein Bestes geben.«
Mit diesem Satz war das Gespräch beendet. Sir James würde sich heraushalten, das wußte ich. Es war wirklich toll, einen Chef wie ihn zu haben.
Marcia allerdings war davon nicht überzeugt. »Sie geben sich sehr einsilbig, John. Was wird denn passieren?«
»Nichts.«
»Auch nicht von Seiten Ihrer Dienststelle?«
»Nein. Ich habe die Verantwortung, und wir beide wissen, daß wir gerade erst die Anfangsphase überwunden haben.«
»Das stimmt«, flüsterte sie, »da brauche ich nur an den Killer zu denken.«
»Nicht nur an ihn.«
»An wen noch?«
Ich deutete auf den Topf mit dem Engelsblut. »Auch diese Flüssigkeit interessiert mich.«
»Das kann ich mir denken.« Marcia ging hin und stellte sich so vor das Gefäß, als wollte sie es beschützen. »Was haben Sie damit vor?«
»Ich möchte es testen.«
»Warum?«
»Ich will herausfinden, ob es von einem Engel stammt, den ich akzeptieren kann.«
»Was soll das denn heißen?«
»Es gibt die unterschiedlichsten Arten von Engeln. Gute und Böse, Marcia. Das ist leider so, und ich habe da auch keine nur gute Erfahrungen mit ihnen gemacht. Sie haben mich nicht aufgeklärt, ich weiß nicht, wie sie an das Blut herangekommen sind und…«
»Ich habe es aus meiner Heimat Italien mitgebracht.«
»Das ist schon besser.«
»Es stammt von einem Engel, der dort gestorben oder gefallen ist. Wie auch immer. Nach einem Besuch habe ich es mitgenommen, denn die Menschen wollten es wohl nicht mehr.«
»Hatte der Engel einen Namen?«
Sie hob die Schultern. »Das kann sein, aber ich habe nicht danach gefragt. Ich wollte nur das Blut, denn ich wollte zugleich

herausfinden, ob es tatsächlich heilende Kräfte besitzt. Das ist doch legitim, finde ich.«

»Ja.«

»Da bin ich froh, wenn Sie mir so ehrlich antworten. Was aber wollen Sie herausfinden?«

»Es ist leicht. Ich möchte erfahren, wie das Blut auf mein Kreuz reagiert. Nicht mehr und nicht weniger.«

Sie überlegte, schaute mich an, dann das Kreuz und drehte sich, um auch einen Blick auf die Oberfläche des Blutes zu werfen. In der Wohnung war es warm, und zwischen den Wänden stand die Luft wie eine Wand. Es war nicht so heiß wie draußen, wo die gesamte Natur unter der Sonne und zugleich der Schwüle litt. Die Insel erlebte einen Sommer, wie seit Jahrhunderten nicht mehr.

Sogar das Wasser wurde knapp, ausgerechnet bei uns auf der Insel, wo es doch so viel regnete, aber die Warnungen waren nicht grundlos ausgegeben worden. Die Menschen mußten mit dem Wasser sparen. So durften keine Autos mehr gewaschen oder den Rasen sprengen werden.

»Wie wollen Sie das denn tun?«

»Können Sie mir eine Probe überlassen, Marcia?«

»Ja, ich werde es versuchen.« Sie gab mir die Sicht auf das Gefäß frei. »Warten Sie, ich hole etwas.«

Marcia verschwand in der Küche. Ich tat noch nichts, sondern schaute mir nur die Oberfläche an, die mir vorkam wie ein dunkler Spiegel, auf dem sich schwach der Abdruck meines Gesichts abhob.

Hinter mir hörte ich die leichten Schritte der zurückkehrenden Frau. Sie hielt eine schmale Untertasse in der rechten Hand, stellte sie ab und blieb dicht neben mir stehen. »Reicht es?«

»Ja.«

»Und jetzt?«

Ich lächelte ihr zu. »Wollen Sie etwas Blut aus dem Trog hervorholen?«

»Wenn es sein muß.« Sie nahm die Untertasse und tunkte sie mit dem Rand in die ölig wirkende Flüssigkeit. Danach hielt Marcia sie schräg, damit das Blut auch in die Mitte der Tasse rinnen konnte und die flache Vertiefung ausfüllte.

»Reicht es?«

»Bestimmt.«

Sie schaute mir zu. Ihr Lippen bewegten sich. Die Schneidezähne kauten auf der Unterlippe, die Hände schlossen sich zu Fäusten und öffneten sich wieder.

Oft genug hatte ich schon den Kreuz-Test vorgenommen. Ob er mir hier etwas bringen würde, wußte ich nicht, bisher allerdings hatte ich mich auf diesen Test verlassen können.

Ich hielt das Kreuz so, daß sein langes Ende nach unten wies. Durch meine Handbewegung näherte er sich der dunkelroten Oberfläche, es kam zur Berührung, und noch in derselben Sekunde spürte ich den Wärmestoß, der das Kreuz durchdrang.

Warum?

Die Antwort auf diese Frage bekam ich auch nicht, denn etwas ganz anderes passierte.

Die vier Buchstaben an den Seiten des Kreuzes glühten plötzlich auf, und ich hörte den leisen Schrei der Marcia Morana…

***

Es war nichts geschehen, gar nichts. Es war alles so geblieben. So herrlich oder schrecklich harmlos, aber Bill Gates traute dem Frieden nicht. Er glaubte nicht daran, daß sich die Dinge zu seinem Gunsten entwickelten. Es war einfach zu vieles anders. Er hatte den Mann erwischt. Dieser Blonde war verletzt worden, mindestens verletzt, und deshalb hätte normalerweise ein Krankenwagen anfahren müssen oder sogar ein Leichenwagen. Aber beide waren nicht erschienen.

Er hätte sie gesehen und auch gehört, denn er hatte die Gegend des Hauses nicht verlassen.

Da paßte so einiges nicht zusammen, und das wiederum ärgerte ihn. Er wußte nicht, wie er es in die Reihe bringen sollte. Bisher hatte er die Vorgänge bestimmt, er war der Meister gewesen, der Chef, nun aber waren ihm die Dinge aus der Hand genommen worden.

Er beobachtete das Haus.

Alles lief normal. Da verließen Mieter das Haus, andere kamen, aber von der Zeugin und dem blonden Mann hatte er bisher nichts gesehen. Sie hielten sich in der Wohnung auf, oder hatten es geschafft, das Haus heimlich zu verlassen. Doch mit diesem Gedanken konnte er sich nicht so recht anfreunden. Seiner Meinung nach waren beide in der Wohnung, wobei sich die Frau um den Mann kümmerte. Wahrscheinlich hatte sie seine Wunde verbunden. Aber warum holte sie keinen Arzt, der sich um den Mann kümmerte? Das wäre vernünftig gewesen.

Er schüttelte den Kopf. Er war wütend, aber nicht nur wegen des Falls, auch ärgerte er sich über seine eigene Unzulänglichkeit, und das eben war ein Problem.

Er haßte Fehler. Bisher war immer alles so gelaufen, wie er es sich vorgestellt hatte, nun aber mußte er sich auf etwas anderes einstellen, auf eine völlig neue Lage.

Das Prinzip aber war geblieben.

Die Frau mußte weg.

Und der Mann auch!

Immer dann, wenn er sich selbst unsicher war, kam ihm der Gedanke

an seine Mutter. Sie war eine Frau, die ihm schon immer mit Rat und Tat zur Seite gestanden hatte. Sie war so gut, so einmalig, und sie hatte immer einen Ausweg gewußt.

Auch jetzt sollte sie ihm helfen, und die Telefonzelle in der Nähe kam ihm sehr gelegen. Noch war sie besetzt. Ein junges Mädchen redete und redete. Wegen der Wärme hatte sie die Tür nicht geschlossen. Bill Gates hörte die etwas schrille Stimme, denn sie schimpfte irgendeine Person aus und lachte zwischendurch.

Er blieb vor der Zelle stehen. Seine rechte Hand zuckte. Am liebsten hätte er wieder sein Messer gezückt, denn auch diese Person war unschamhaft gekleidet und das, obwohl sie voll entwickelt war. Unter dem engen weißen Pullover malten sich die Brüste wie zwei große Äpfel ab. Der Bauchnabel war frei. Das war eben die neuste Mode.

Sein Gesicht juckte, denn dort klebten noch immer die letzten Leimreste.

Er rieb sie ab. Seine Bewegungen waren heftig. Sie fielen sogar dem Teenie auf. Das Mädchen schaute ihn an und sah ihn in der Nähe der Zelle stehen. Was ihr Angst eingeflößt hatte, konnte sie nicht sagen, es waren möglicherweise die Augen, die so kalt und fischig ihren Körper taxierten, und die Kleine kriegte plötzlich Angst. Trotz der Hitze durchrann ihren Körper ein kalter Strahl, der sich auch als Gänsehaut niederlegte.

»Ja, ich muß jetzt Schluß machen«, sagte sie mit normaler Stimme und legte auf.

Dann verließ sie hastig die Zelle und vergaß sogar, ihre Karte aus dem Schlitz zu ziehen.

Der Mörder lächelte kalt, als er die Zelle betrat. Mit der Karte des Mädchens rief er an. Seine Finger zitterten leicht, als er die eigene Telefonnummer wählte. Er hoffte, daß seine Mutter ihn wegen des Fehlers nicht zu sehr ausschimpfte, aber er hatte ja nicht wissen können, daß der Fremde bewaffnet gewesen war.

Olga Gates hob ab und meldete sich mit einem lauernden »Ja bitte…?«

»Ich bin es.«

»Oh - Billy. Ich habe schon auf deinen Anruf gewartet. Hast du alles erledigen können?«

»Nein, Mutter, nein.« Er rieb seine rechte Hand über den Hosenstoff. »Das war nicht gut heute.«

»Wieso?« Schärfe klang in ihrer Stimme.

»Ich bin überrascht worden.«

»Erzähle.«

Endlich traute er sich, über die genauen Vorgänge in der vergangenen Nacht zu reden. Seine Mutter machte ihm wegen der Tat keinen Vorwurf, sie erklärte ihm nur, daß es dumm gewesen war,

dieses Mädchen am Leben zu lassen, wobei es dann noch eine Zeugin gegeben hatte, die natürlich sterben mußte.

»Das habe ich nicht geschafft, Mutter, weil da noch ein Mann war. Ich habe ihn niedergestochen, aber nicht töten können.«

»Warum nicht?«

Er erklärte den Grund.

Olga knurrte einen Fluch. »Wenn das so ist, mußt du dich um die beiden kümmern.«

»Das wollte ich.«

»Tu, es sofort.«

»Ja, Mutter, ja.«

»Ich höre dann wieder von dir.« Sie legte auf, und auch Billy hängte ein.

Er verließ die stickigheiße Zelle mit Schritten, die auch zu einem Betrunkenen hätten passen können. Der Blick seiner Augen war starr, aber in seinem Gehirn überschlugen sich die Gedanken.

Viel schlauer war er nicht geworden, aber er wußte jetzt, daß seine Mutter hinter ihm stand und die Aktionen billigte.

Das war gut.

Er lächelte plötzlich, als er wieder auf das Haus zuging. Diesmal würde er sich nicht abschrecken lassen…

***

Vier Buchstaben leuchteten auf! Vier Buchstaben warfen ihre Strahlen gegen die Wände des Zimmers, wo sie das M, das G, das R und das U abzeichneten.

Plötzlich war das normale Licht so gut wie nicht mehr vorhanden, obwohl es noch brannte. Wir standen in diesem künstlichen oder magischen Licht und staunten beide über dieses gewaltige Phänomen.

Ich konnte keine normale Erklärung geben, aber ich war jetzt auch der Meinung, das Blut eines Engels vor mir zu sehen. Ein besonderes Blut, das selbst von den Erzengeln gespürt worden war.

Die Lache auf dem Teller zitterte. Keiner von uns berührte sie, trotzdem war sie in Bewegung geraten, und sie glitt dabei auch von verschiedenen Seiten dem Tellerrand entgegen. Sie war dabei, sich in der Mitte aufzulösen, aber sie verdampfte nicht, denn trotz der sich jetzt im Mittelpunkt befindlichen Lücken schaffte das Blut es, eine neue Figur zu bilden.

Gebannt schauten wir hin, während das Licht immer schwächer wurde und schließlich ganz zusammenfiel.

Das Blut blieb.

Es lag auf dem Teller, es war kein normaler Fleck mehr, er hatte sich zu einer Fratze verzogen. Es lag auf dem Teller wie ein ungewöhnliches Kunstwerk, das der Betrachter nicht nur anschauen,

sondern auch analysieren sollte.

Leicht fiel es mir nicht, aber es war etwas zu sehen, was auf einen bestimmten Gegenstand hinwies.

Marcia war die erste, die sich bewegte. Sie streckte den Arm aus und berührte mich, weil sie einfach den Körperkontakt brauchte. Ich drehte den Kopf.

»Verstehst du das, John?«

»Nein, noch nicht.«

»Aber das ist doch etwas anderes. Ein Gebilde, das sich aus dem normalen Blut entwickelt hat.«

»Gebilde ist gut…«

»Siehst du denn was Genaueres?«

Ich enthielt mich einer Antwort, um es mir noch einmal anzuschauen. Aus dem Blutfleck hatte sich tatsächlich etwas entwickelt, das ich nicht unbedingt als ein Gesicht ansehen wollte, zumindest nicht das Gesicht eines Menschen oder das eines Tieres. Es hatte eine besondere Form, war oben breiter und unten schmaler. Es war auch im Innern nicht gefüllt, da gab es Lücken, als sollten sich dort Augen bilden. Darunter auch. Man hätte den Fleck als Nase bezeichnen können, und den anderen, noch etwas tiefer, durchaus als einen Mund.

»Das ist kein Gebilde«, sagte Marcia mehr zu sich selbst. »Das ist auch kein Gesicht…«

»Was dann?«

»Das ist ein Schädel. Ein Totenschädel, John. Ja, ein Totenschädel, der sich aus dem Blut des Engels geformt hat. Mein Gott!« Sie trat einen Schritt zurück, als wäre sie von einer wahnsinnigen Angst durchflutet worden. »Ich packe das nicht. Es ist grauenhaft, John, wirklich…«

Ich hörte ihren Worten nicht mehr zu, aber innerlich gab ich Marcia recht.

Es war ein aus Blut geformter Totenschädel, der sich auf dem Teller abzeichnete.

Er ruckte plötzlich vor, ohne sich in die Höhe zu stellen, und dann glitt er über den Rand hinweg.

Zunächst berührte er nur teilweise den Tisch, dann wälzte er sich weiter voran und glitt über die Tischplatte hinweg. Wir hielten ihn nicht auf, wollten es auch nicht, denn er wanderte auf die Kante zu, darüber hinweg und schwebte langsam zu Boden, wobei er zwischen Marcia und mir liegenblieb.

Die Heilerin schaute mich an. »Ich begreife nichts mehr, John, gar nichts. Und du?«

»Im Moment bin ich sprachlos.«

»Wie konnte er entstehen?«

Ich hob die Schultern, obwohl ich eine Erklärung abgab. »Sicherlich durch mein Kreuz.«

»Das schon, aber…«

»Ich kann es dir nicht sagen, warten wir es ab. Jedenfalls hat sich das Blut selbständig gemacht und so etwas kommt auch nicht alle Tage vor, denke ich.«

»Das wohl nicht.«

Der Totenschädel aus Blut bewegte sich nicht von der Stelle. Er blieb nach wie vor zwischen uns liegen, als hätte er sich dort plaziert, um auf etwas zu warten.

Auch wir lauerten.

Die Spannung wuchs ins Unermeßliche. Ich schaute zu Marcia hin, die sich nicht rührte und ziemlich von der Rolle war. Sie wirkte nervös, schaute auf den blutigen Schädel, dann auf das Fenster und hob die Schultern.

»Weißt du wirklich nichts?« fragte ich.

»Nein.«

»Das glaube ich dir nicht.«

Sie winkte ab. »Es ist jetzt keine Zeit, darüber nachzudenken. Das muß mit seiner Entstehung zu tun haben. Aber nicht hier, sondern in meiner Heimat Italien. Dort wurde der Engel getötet. Dort hat man sein Blut aufgefangen und es verwahrt.«

»Wo?«

»In einer Grotte unter einer Kirche. Ich habe es dort gefunden und mitgenommen.«

»Wußtest du schon von seinen heilenden Kräften?«

»Nicht genau«, gab sie zu.

»Aber man hat davon gesprochen?«

»In etwa schon. Ich habe es nur nicht so recht glauben können und wollte es hier ausprobieren.«

»Hast du es gestohlen?«

Marcia hob auf meine Frage hin nur die Schultern. Dann deutete sie auf den Schädel. »Was sollen wir denn jetzt mit ihm anstellen, John? Du bist der Fachmann. Hast du keine Idee?«

»Nein, Marcia, denn ich weiß nicht mal, ob er uns freundlich oder feindlich gesinnt ist.«

»Da habe ich auch keine Ahnung.«

Wir schwiegen. Ich war bereits der Meinung, daß dieser Fall noch einiges sicher nachziehen würde.

Möglicherweise auch in Italien, aber daran wollte ich jetzt nicht denken.

Der blutige Schädel rührte sich nicht. Nach wie vor blieb er bewegungslos auf dem Boden liegen.

Als ich mich bückte und dabei den Arm ausstreckte, erschrak Marcia.

»Was tust du da?«

»Ich möchte nur etwas ausprobieren.«

»Und was?«

»Du wirst es sehen.« Mit der Spitze des rechten Zeigefingers tippte ich auf eine Stelle in der Mitte.

Ich hatte damit gerechnet, durch die Flüssigkeit gegen den Boden stoßen zu können, aber das war nicht der Fall. Die Haut fühlte sich an, als bestünde sie aus Gummi, denn sie hatte eine ähnliche Spannung.

Ich richtete mich wieder auf. »Es hat sich verändert«, erklärte ich Marcia.

Sie lächelte zuckend. »Glaubst du denn noch, daß sich da die alten Kräfte noch versammelt haben? Daß dieses Blut in der Lage ist, jemanden zu heilen? Oder haben wir es…?«

»Keine Ahnung.«

»Was ist mit dem Kreuz? Willst du es noch einmal einsetzen?«

Ich hatte auch schon daran gedacht, zögerte aber, weil ich über den Totenschädel nachdachte.

Weshalb hatte dieses Blut ausgerechnet seine Form angenommen?

Die Antwort konnte weder Marcia geben, noch fiel sie mir ein, denn wir hörten plötzlich aus dem Nebenzimmer ein dumpfes Geräusch, das auch von einem leisen Klirren begleitet wurde.

Das Fenster!

Jemand mußte ein Fenster eingeschlagen haben.

In diesem Augenblick dachten wir wieder an den Killer!

***

Och schaffe es! Ich muß es einfach schaffen, denn ich bin stark. Ich bin auch stärker als der Mann und die Frau. Ich werde sie vernichten, ich werde zuschauen, wie das Blut aus ihnen herausrinnt, und ich werde dazu laut lachen.

Mit diesen Gedanken und auch Worten trieb sich der Killer an, denn er brauchte diese Psycho-Peitsche. Er mußte selbst topfit sein. Er würde sich von niemandem mehr stören lassen.

Dennoch war er vorsichtig, als er sich dem Haus näherte. Den normalen Eingang ließ er links liegen.

An der Hauswand entlang schob er sich um die Ecke herum und erreichte den kleinen Hof, der menschenleer war. Die Fenster der Wohnung waren nur zur Hälfte zu sehen, denn diese Frau lebte wie in einem Keller.

Er spürte den Druck des Messers und preßte die Lippen aufeinander. Er atmete nur durch die Nase ein. Über ihm stand die Sonne wie ein verschwommenes Glotzauge am Himmel. Durch seinen Kopf schossen zahlreiche Gedanken und Vermutungen. Er schuf Pläne, verwarf sie wieder, grübelt weiter und suchte nach einer Chance, die anderen

überrumpeln zu können.
Reinlegen wollte er sie…
Das mußte klappen, wenn er cool blieb. Da er auf dieser glatten Hoffläche keinen Stein fand, blieb ihm nichts anderes übrig, als mit seinen eigenen Waffen den Plan in die Tat umzusetzen.
Er zog sein Messer, duckte sich und blieb in dieser Haltung, als er sich dem Fenster näherte.
Wie fest war die Scheibe? Konnte er sie einschlagen und in das Zimmer einsteigen?
Er duckte sich noch tiefer und schaute durch das Fenster. Weder von der Frau noch von ihrem Besucher war etwas zu sehen. Sein Blick glitt durch einen leeren Raum.
In seinem Magen tanzten Schmetterlinge, als er das Messer anhob und es gegen das Glas schlug.
Nicht fest genug.
Ein neuer Anlauf.
Diesmal wickelte er ein Tuch um Griff und Klinge.
Gates sah sein eigenes Gesicht in der Scheibe. Er bekam auch mit, wie es sich verzerrte, als er zuschlug. Diesmal viel härter.
Die Scheibe zerbrach, und sein Gesicht zerbrach mit.
Frei Bahn!
Billy Gates lachte.
Aber er zog sich zurück und kroch nicht in den Raum hinein. Er wollte abwarten, was geschah.
Jedenfalls hatte er den ersten Teil seines Plans erfüllt…

***

Wir hatten beide das Geräusch gehört und wußten Bescheid.
Marcia wollte losrennen, doch ich hielt sie zurück. »Nein, nicht du! Das mache ich!«
»Wie du willst.«
»Wo kann es gewesen sein?«
»In meinem Schlafraum.«
»Der ist…?«
Sie erklärte es mir und schaute auch zu, wie ich die Beretta hervorholte.
Mit langen, aber schleichenden Schritten verließ ich den Raum. Der Flur war eng, aber nicht lang.
Die Türen ließen sich nach innen öffnen, und einige von ihnen standen auch offen. Unter anderem auch die zum Schlafzimmer.
Ich schob mich mit dem Rücken an der Wand entlang, ohne sie allerdings zu berühren. Ich wollte so wenig Geräusche wie möglich verursachen, erreichte die Schlafzimmertür und blieb neben ihr stehen.

Marcia verhielt sich zum Glück ruhig. Hinter meinem Rücken war alles still geblieben.
Und vor mir?
Auch aus dem Schlafraum drang kein fremder Laut. Kein Atem oder Keuchen - nichts.
Ich erinnerte mich daran, wie geschickt der Killer mit seinem Messer umgehen konnte; zur Sicherheit hatte ich ja noch die Beretta.
Behutsam bewegte ich meinen Kopf nach vorn und lugte um die Ecke in den Raum hinein. Ich sah nicht viel. Er war verhältnismäßig klein, hier schlief ja nur eine Person. Ein Bett, ein Schrank, ein runder Tisch auf dem eine Glotze stand, ein Teppich und das helle Schimmern der Scherben darauf.
Also war das Fenster eingeschlagen worden. Aber derjenige, der es getan hatte, befand sich nicht im Zimmer. Zumindest konnte ich ihn nicht sehen. Und viele Verstecke, wo er sich hätte verbergen können, entdeckte ich auch nicht.
Im toten Winkel hinter der Tür?
Ich stieß sie auf.
Die Klinke schlug gegen die Wand, aber nicht vor einen Körper. Das Geräusch hätte sich anders angehört.
Allmählich kam ich mir verarscht vor. Ich zählte innerlich bis drei, holte tief Luft, dann startete ich und huschte wie ein Irrwisch über die Schwelle.
Nach zwei Schritten hechtete ich bereits halbhoch über den Boden hinweg. Zuvor hatte ich mir mein Ziel ausgesucht, das ich auch nicht verfehlte, denn ich krachte auf das Bett und blieb dort bäuchlings und wippend für einen Moment liegen, bevor ich mich drehte und in die Höhe schwang.
Die Mündung meiner Beretta zielte ins Leere.
Der Killer war nicht da.
Er hatte nur die Scheibe eingeschlagen und sich ansonsten wieder zurückgezogen.
Raffiniert, wirklich!
Ich atmete tief aus, schwang die Beine vom Bett, zog sicherheitshalber die Schranktür auf, aber auch dort entdecke ich ihn nicht. Er hatte nur mit uns gespielt.
Es brachte nichts, wenn ich versuchte, über den Grund nachzudenken. Die erste Runde war eingeläutet und beendet worden, die zweite würde folgen, das stand fest.
Als ich das Zimmer wieder verließ, sah ich Marcia Morana im Flur stehen. Sie schaute in meine Richtung und mußte mit ansehen, wie ich die Schultern hob.
»Er war nicht da?« fragte sie.
»So ist es.«

»War es der richtige Raum?«

»Ja.«

Sie schüttelte den Kopf, drehte sich um und ging zurück in ihr Arbeitszimmer. Ich folgte ihr langsamer, schaute aber noch in die anderen Räume hinein, sogar in eine kleine Abstellkammer, denn einen richtigen Keller gab es in dem Haus nicht.

Marcia wartete im Arbeitszimmer auf mich. Sie knetete ihre Finger und starrte dabei ins Leere, aber ihre Gedanken beschäftigten sich trotzdem mit dem Vorfall.

»Was kann er vorhaben?« flüsterte sie. »Was kann er sich nur ausgedacht haben?«

Wir erhielten zwar keine Antwort, aber es passierte trotzdem etwas. Laut und schrill meldete sich die Türglocke, so daß wir beide erschraken.

Ich wollte noch nicht hingehen, aber ich wurde gezwungen, denn plötzlich hörten wir beide die Männerstimme. Obwohl der Killer im Flur stand, war sie zu verstehen.

»Öffne, Marcia! Öffne! Wenn nicht, macht diese kleine Göre gleich ihren letzten Schnaufer!«

Einen Moment später hörten wir den weinerlichen Schrei eines Kindes…

***

Ich bin ein Glückspilz, dachte Bill Gates. Ich bin so ein toller Glückspilz.

Er lachte, denn das Schicksal hatte sich auf seine Seite gestellt. Er war wieder um das Haus herumgelaufen und hatte plötzlich das ihm unbekannte Mädchen gesehen. An der Haustür waren sie zusammengetroffen. Das Kind hatte aufgeschlossen und ahnte natürlich nicht, wer da hinter ihm das Haus betrat.

Bis die Kleine von hinten umklammert und so hart festgehalten wurde, daß sich ihre Arme gegen den Körper preßten und sie sich nicht mehr befreien konnte.

Das war nicht am schlimmsten. Als besonders schrecklich sah sie das Messer an, das der Fremde gegen ihren Hals drückte, und sie hatte auch schon den kleinen Stich gespürt, wobei ein Stück Haut aufgeplatzt war.

»Wie heißt du?« zischelte er ihr ins Ohr.

»Jessica«, hauchte die Kleine, die unter einem schweren Schock litt.

»Sehr schön, Jessica, sehr schön. Du bist für mich der Schlüssel zum Paradies und zur Hölle. Wir beide werden zusehen, daß man uns einläßt, verlaß dich drauf…«

***

»Geh!« hatte ich nur gesagt.

Marcia blieb noch stehen. »Und du?«
»Öffne die Tür - bitte!«
Sie nickte. Ihr Gesicht war verkrampft, ihre Schritte waren es ebenfalls, und dann bewegte sie sich wie eine Puppe mit Laufwerk auf die Wohnungstür zu.
Ich tauchte ab, und das im wahrsten Sinne des Wortes. Unter dem Schreibtisch blieb ich hocken und peilte genau in Richtung Zimmertür. Dort würden die beiden wieder erscheinen, das stand fest.
Aus dem Flur hörte ich Geräusche. Die Stimme des Killers war nicht zu überhören. »Geh rein! Geh rein! Tu, was ich sage, sonst spritzt dir das Blut der Kleinen ins Gesicht!«
Ich stand kurz vor einer Explosion, denn ich wußte, daß dieser Hundesohn nicht bluffte. Aber ich mußte mich Zurückhalten und konnte nur darauf hoffen, eine Chance zu bekommen, um diesen Bastard zu überwältigen. Alles andere war zweitrangig.
Sie kamen auf das Zimmer zu. Ich hörte ihre Schritte. Die Tür stand noch offen, und in ihrem Rechteck erschien die Gestalt der rückwärtsgehenden Marcia, die beide Arme sicherheitshalber erhoben hatte.
Dann sah ich den Killer, und meine Wut steigerte sich zu einem regelrechten Haß.
Er hatte seine Verkleidung abgelegt. Es gab weder einen Bart, noch eine Brille. Nur auf sein Messer hatte er nicht verzichtet, und das klebte förmlich an der Kehle des Mädchens. Es wurde von der anderen Hand umklammert und vorgeschoben. Dabei war sein Gesicht zu einer starren Maske geworden. Ich sah ihm einfach an, wie stark es unter diesem verdammten Schock zu leiden hatte.
Beide hatten jetzt das Zimmer betreten, in dem sich Marcia bereits befand. Der Killer stoppte. Seine Augen schimmerten, als er sich umschaute. Das Gesicht sah ölverschmiert aus. Er bewegte auch den Kopf, wie jemand, der etwas suchte. »Wo ist er?«
»Wer?«
Bill Gates greinte wie ein kleines Kind. »Du weißt es genau, du Hure. Du weißt es. Ich meine den Mann!«
»Er ist nicht hier.«
»Wo ist er dann?«
Ich betete und zitterte, daß Marcia die Nerven behielt. Denn viel kam jetzt auf sie an. »Im Bad!« flüsterte sie. »Ich - ich habe ihn ins Bad gelegt.«
»Gelegt?« echote Gates. »Du hast ihn in das Bad gelegt? Warum hast du das getan?«
»Weil er tot war.«
»Ach…«
»Dein Stich, dein Messer - es hat ihn getötet. Wirklich. Ich konnte

nicht mehr helfen.«
Gates überlegte einen Moment. Dann kicherte er. »Das ist ja wunderbar. Wir sind allein.«
»Ja, sieht so aus.«
»Gut, Marcia, gut. Und du wirst jetzt tun, was ich von dir verlange! Klar?«
»Sicher. Was soll ich tun?«
Vor dem nächsten Befehl verzog sich sein Mund, und Gates sah aus, als würde er sich ekeln. »Zieh dich aus! Los, runter mit dem verfluchten Kleid! Ich will dich nackt sehen, wenn ich dich töte!«
»Nein, nein!« widersprach die Frau. »Das kann ich doch nicht. Das kann ich nicht. Ich schäme mich.«
»Schämen?« schrie und jaulte er zugleich. »Es gibt keine Frauen, die sich schämen. Ihr seid schamlos, alle seid ihr schamlos. Nur meine Mutter nicht. Alle anderen sind schlecht. Ihr seid Dreck! Schämen, daß ich nicht lache. Wenn du dich nicht ausziehst, werde ich die Kleine hier schla…« Er verschluckte sich, und ich war froh, daß er den Rest des Wortes nicht mehr herausbekam.
Er hatte mich noch nicht gesehen. Aber ich hockte unter dem Schreibtisch, ohne eingreifen zu können, weil die verdammte Klinge einfach zu dicht an der Kehle des Mädchens lag und dort bereits eine rote Spur hinterlassen hatte.
Der Hustenanfall des Killers war vorbei. Er konnte wieder normal sprechen. »Los, weg mit dem Kleid! Ich will dich nackt sehen. Ich will alle nackt sehen, die ich töte! Ich habe sie immer nackt gesehen, die Paare, die so Schlimmes trieben.«
»Du bist wahnsinnig!« erklärte Marcia und raffte ihr weit fallendes Kleid bereits in die Höhe, wobei der Killer schon die Beine bis hoch zu den Schenkeln sehen konnte.
Er lachte nur. Es war das schrille Gelächter eines Wahnsinnigen.
Marcia blieb nichts anderes übrig, als dem Befehl nachzukommen, wenn sie das Mädchen retten wollte. Es war totenbleich und hing im Griff des Mannes wie jemand, der nicht mehr lebte. Ihr Mund stand offen, und durch ihn atmete sie heftig.
Marcia Morana streifte das Kleid über ihren Kopf. Sie hatte bis auf einen Slip tatsächlich nichts darunter, aber ihren Körper zu bewundern, war jetzt nicht der richtige Zeitpunkt. Ich spürte den Luftzug, der entstand, als sie das Kleid zu Boden fallen ließ.
»Zufrieden?« fragte sie, und ich bewunderte ihre Ruhe und Gelassenheit, die sie ausströmte.
»Ja, ja - sehr. Aber so sind alle!« schrie er. »So sind alle Weiber und Frauen. Sie schämen sich nicht, sich zu entkleiden. Mutter hat recht gehabt. Sie sind schlecht - sauschlecht!«
Marcia blieb weiterhin die Ruhe selbst. »Jetzt hast du deinen Willen.

Laß das Kind los!«
Der Killer dachte nach. Ich hatte mich ein wenig nach vorn bewegt, war aber noch unter dem Schreibtisch versteckt. Nur konnte ich jetzt besser sehen, und meine rechte Hand befand sich ebenfalls auf dem Weg. Ich wollte die Beretta so kannten, daß ich mit einem Schuß…
Nein…
Etwas anderes geschah!
Ich sah den roten Schein, den Totenschädel, den ich völlig vergessen hatte. Aber er war noch da.
Er hatte sich dem Killer von der Rückseite völlig lautlos genähert, war in die Höhe gestiegen und schwebte plötzlich über den Kopf dieser verfluchten Person.
Keiner tat etwas.
Aber der Mörder merkte etwas. »Was ist?« fuhr er Marcia an. »Warum starrst du so blöd?«
Sie schüttelte nur den Kopf.
Im selben Augenblick fiel das Blutgebilde nach unten und umschlang den Hals des Mörders…

***

Es kam jetzt wirklich darauf an, wer schneller war. Bill Gates oder der aus Blut geformte Totenschädel? Der Mann brauchte die Klinge nur um eine Idee nach hinten zu zerren, dann war es um das Kind geschehen. Dazu gab ihm das Gebilde keine Gelegenheit mehr. Während eines Wimpernschlags erwischte es den Killer mit aller seiner Kraft und zerrte sich um deren Hals zusammen.
Er verwandelte sich in ein Stück »Holz«. Keine Regung mehr, selbst das Messer bewegte sich nicht.
Ich nutzte die Gelegenheit und schoß aus der Deckung unter dem Schreibtisch hervor.
Sofort war ich bei der Kleinen, ich drückte den Arm des Killers zur Seite, zerrte das Mädchen weg und schleuderte es nach hinten, wo Marcia stand und es auffing.
Vor uns stand der Mörder und starb. Im Stehen nahm ihm der stilisierte Totenkopf das Leben. Er drückte es praktisch aus dieser Gestalt hervor, denn das Blut, das in seinem Körper steckte, bekam freie Bahn. Es rann aus den Nasenlöchern, dem Mund, den Augen, während das andere Blutgebilde den Schädel des Mörders umschlang wie eine Kappe.
Gates brach auf der Stelle zusammen. Seine rechte Hand bewegte sich. Das Messer hackte mehrmals in den Boden, als wollte er so das Zeichen zur Aufgabe geben, aber sein Gegner ließ ihm keine Chance. Er drückte ihn weiter zusammen, und er sorgte noch dafür, daß Bill Gates in die Höhe gezerrt wurde.

Kopfüber hing er plötzlich von der Decke. Der Arm mit dem Messer zeigte nach unten. Dann rutschte die Klinge aus seiner Hand und fiel so, daß sie im Teppich steckenblieb.

Der Arm und die Hand pendelten, und dünne Blutstreifen rannen nach unten.

Marcia tat nichts, ich war ebenfalls starr stehengeblieben und konnte nur staunen. Es hatte keinen Sinn, wenn wir eingriffen. Was sollten wir auch tun?

Die Kraft des Blutgebildes hatte den Killer verändert. Er war praktisch ausgepreßt worden. Er war nur mehr eine Hülle, ein schreckliches Etwas, eingehüllt in einen Blutschimmer, und man konnte bei ihm wirklich von einer Masse Mensch sprechen.

Etwas zischte auf.

Wir erlebten eine Explosion!

Blutstropfen wirbelten durch den Raum, verschwanden aber auf ihrem Flug oder lösten sich in Gas auf, das sich zu einer Wolke verdichtete. Innerhalb dieser Wolke sah ich ein Gesicht. Nicht schön, doch es mußt doch einem Engel gehören.

Das Gesicht verschwand.

Mein Kreuz blieb ruhig.

Und ich wußte, daß wir erst einen kleinen Schritt zur Lösung des Falls getan hatten.

Da würde noch etwas nachkommen - ganz bestimmt sogar…

***

Ich hatte eine Decke geholt und sie über den Rest des Killers gebreitet. Seinen Anblick wollte ich niemandem zumuten. Marcia Morana hatte ihr Kleid wieder übergestreift und kümmerte sich um das Mädchen, das zitternd in ihren Armen lag. Es mußte sich vorkommen, wie aus einem Traum erwacht, und es fragte immer wieder: »Was war das? Wer war der Mann?«

»Den gibt es nicht, Kleine. Den gibt es nicht. Du hast geträumt. Du hast nur geträumt.«

»Ja, ja, habe ich…«

»Bring sie zu ihrer Mutter, bitte«, sagte ich.

»Mache ich. Und du - oder wir?«

»Ich denke, daß wir noch einiges zu bereden haben.«

Marcia wartete mit ihrer Antwort. »Wie ich dich kenne, denkst du an das Blut.«

»Stimmt.«

»Was hast du dagegen?«

»Nichts«, murmelte ich. »Aber ich weiß jetzt, daß es nicht nur heilen, sondern auch töten kann. Sei mir nicht böse, aber ich kann mir vorstellen, daß ich da noch nachforschen muß. Wenn möglich, mit dir

zusammen, Marcia.«

»Ich weiß nicht viel. Es ist alles in den Hintergrund gedrängt worden. Mir fehlen einfach Informationen.«

»Ich werde sie mir holen.«

»Und wo?«

»Du kannst ja mit nach Italien kommen«, sagte ich. »Ich könnte mir vorstellen, daß wir das Rätsel dort lösen werden.«

Ihre Antwort bestand aus einem Anheben der Schultern.

Marcia und das Kind verließen die Wohnung. Ich schaute mir noch einmal den Killer an, aber ersparen Sie mir bitte eine Beschreibung. Das Blut hatte gewirkt wie Säure. Obwohl es mir persönlich möglicherweise das Leben gerettet hatte, war bei mir eine gehörige Portion Skepsis zurückgeblieben. War es tatsächlich das Blut eines Engels? Oder das eines Dämons? Die Antwort würde ich hier nicht finden, und die Reise nach Italien war bereits in meinem Kopf gebucht…

ENDE